





GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Mit Blut geschrieben

Frankreich F 5,50 / Italien L 1500 / Niederlande f 2,15 / Spanien P 115 (inc. IVA)



Mit Blut geschrieben

John Sinclair Nr. 405

von Jason Dark

erschienen am 08.04.1986

Titelbild von Vicente Ballestar

Sinclair Crew

Mit Blut geschrieben

Der Unheimliche kam aus dem Nebel wie ein Gespenst. Er wusste genau, dass er diesen Weg zum letzten Mal in seinem Leben gehen würde. Trotzdem schreckte er nicht davor zurück, denn das Schicksal hatte die Weichen gestellt, und ihm konnte selbst eine Person wie er nicht entkommen.

Es war eine der nasskalten Novembernächte, in denen die Temperatur um den Gefrierpunkt lag und die Feuchtigkeit sich zu Nebelschleiern verdichtete. Der Mann hatte die Kutsche am Rand des Hohlweges abgestellt, das Pferd durch eine wärmende Decke geschützt und sich etwas übergezogen.

Bei jedem Schritt klaffte der Umhang auf, sodass ein Betrachter den Eindruck gewinnen konnte, dass dieser Mann Flügel hatte.

Er war zwar etwas Besonderes, doch fliegen konnte er nicht. Zielstrebig schritt er dahin. Der Hohlweg nahm die Gestalt auf. Ein Gespenst in einer Nacht, die sehr düster war und gleichzeitig auch wolkenverhangen.

Der Mond war über den kahlen Zweigen der Bäume nur manchmal als bleicher Fleck zu sehen.

In dieser einsamen Gegend stand nichts. Kein Haus, es gab nicht mal einen alten Schuppen oder ein Gehöft. Die Gegend erinnerte an die Einsamkeit Sibiriens, dabei lag dieser Wald nicht einmal weit von der glanzvollen Stadt Petersburg entfernt.

Vor den Lippen des Mannes dampfte der Atem. Er floss über den Rand des Schals hinweg, den sich die einsame Gestalt um den Hals geschlungen hatte.

Seine Füße steckten in warmen Stiefeln. Das Gesicht war kaum zu erkennen. Licht gab es nicht. Aber der Mann fand zielsicher seinen Weg. Nicht einmal kam er von ihm ab, auch dann nicht, als ihn der Weg in eine Kurve führte, die in eine kleine Mulde auslief, wo das blattlose Gebüsch wie ein Sperrwall der Natur wuchs.

Der Mann durchbrach es mit schweren Tritten. Er nahm den kürzesten Weg zu seinem Ziel. Als sich der Mantel zwischen den Zweigen verfing, zog und zerrte er so lange, bis der Stoff wieder frei war und als dunkle Fahne hinter ihm herflatterte.

Kalt war die Nacht, dampfend und feucht. Mit dem Sinken der Sonne war auch der Frost gekommen, er hatte die Natur erstarren lassen. Auf den Zweigen glänzte die helle Schicht; das Laub war hart und sperrig geworden. Es gab splitternde Geräusche von sich, wenn die dunklen Schuhe des Mannes es zertraten.

Und so wanderte er weiter.

Eine halbe Stunde war vergangen. Der Blick des Unheimlichen war streng nach vorn gerichtet. Er wusste, dass bald die Mauern auftauchen mussten. Ein düsteres Haus, unheimlich in seiner Ausstrahlung, seine Wirkungsstätte, als er noch jung gewesen war und sich entschlossen hatte, Mönch zu werden.

Jetzt war das Kloster leer. Die übrigen Mönche hatten es fluchtartig verlassen. Ihrer Ansicht nach war es entweiht worden, weil die Mauern einen Bruder geborgen hatten, der ihrer nicht würdig gewesen war.

Der Weg wurde breiter. Zwei Kutschen konnten sich hier begegnen, ohne dass sie zusammenstießen. Der Mann ging auf der Wegmitte. Schattengleich tauchte er in die einzelnen Nebelfelder ein und drang ebenso lautlos wieder aus ihnen hervor.

In seinen Augen loderte es. Es war ein düsterer und zugleich

wissender Blick, der sich änderte, als er aus der Finsternis die hohen Mauern des Klosters ragen sah.

Nichts hatte sich verändert. Nach wie vor stand es mit seiner vollen Breite in der Landschaft. Wuchtig und trutzig, sich den Gefahren entgegenstemmend. Vor Jahren hatte es dem Zaren einmal als Fluchtburg gedient, weil er die Einsamkeit liebte.

Jetzt verfiel es.

Der Unheimliche sah die hohen Mauern wie Schatten in den Nebel ragen. Der graue Dunst reduzierte die Umrisse der Landschaft und nahen Umgebung jeweils auf ein Minimum. Das Kloster wirkte kleiner, als es tatsächlich war.

Auf dem Dach des Haupthauses hockten einige Raben. Sie mussten gespürt haben, dass sich jemand näherte, denn sie flogen davon und stießen krächzende Schreie aus.

Der Mann ging weiter. Gebeugt und geduckt, als würde er sich vor irgendetwas fürchten. Als er den Eingang erreichte und durch das offene Tor den Hof betrat, wandte er sich sofort nach links, wo die alte Außenlaterne an einer Tür hing, vom leichten Wind bewegt wurde und knarrend schaukelte. Der Mann reckte sich. Er hob die Laterne aus der Halterung, schraubte den Deckel ab und suchte in den Taschen seines Mantels nach Zündhölzern. Er fand sie auch, riss eines an, schützte die flackernde Flamme mit der Hand, bevor er den Docht der Laterne in Brand setzte und ihn höherschraubte.

Es war nicht viel Licht, das die Lampe abgab. Es riss nur eine kleine Schneise in die Finsternis und produzierte mehr Schatten als Helligkeit. Die düsteren Schatten bewegten sich reflexhaft und lautlos über das Mauerwerk, in dessen feuchten Spalten ebenfalls der Frost steckte und das Wasser dort hatte gefrieren lassen.

Die Laterne schaukelte in der Hand des Mannes, als sich dieser in Bewegung setzte und auf einen schmalen Eingang zuschritt, der in einem Seitenflügel des Klosters lag.

Er kannte sich aus, ging über das aufgerissene Pflaster und Umschrift die Löcher im Boden. Sein Ziel war die schmale Tür an der Seite, durch die er früher immer die düsteren Räume des Klosters betreten hatte.

Jetzt erschienen sie ihm noch dunkler und feuchter. Seit Jahren lebte offiziell niemand mehr hinter diesen Mauern. Das Schweigen der Ewigkeit regierte dort.

Die Tür sperrte, obwohl sie nicht verschlossen war. Mit einem Tritt schaffte sich der Unheimliche freie Bahn und trat über die Schwelle. Seinen rechten Arm mit der Lampe hielt er ausgestreckt.

Das kleine Licht tanzte über die dicken Steinwände, berührte Spinnweben und Risse in der Decke.

Es geisterte auch über die Türen der einzelnen Klosterzellen. Hinter

einer von ihr hatte der Unheimliche seine Kammer gehabt. Am Ende des langen Flures, der so verlassen wirkte wie eine Kirche am Alltag, lag die Kammer des Ankömmlings. Der schwache Laternenschein begleitete ihn. Seine Finger steckten in dunklen Handschuhen und umfassten den Griff der Laterne, die bei jedem Schritt schwankte und ständig andere Schattenbilder an die Wände warf.

Die meisten Türen standen offen. Niemand hielt sich mehr in den Zellen auf.

Gläubige hatten die Mönche vertrieben und sie verfolgt. Einer von ihnen aber war zurückgekehrt, um die letzte Aufgabe seines Lebens zu erfüllen. Er wusste, dass der Tod nahe war. Vor einigen Wochen schon hatte er das Streicheln seiner Knochenhand gespürt, als jemand versuchte, ihn mit Zyankali zu vergiften.

Der andere hatte es nicht geschafft, und seitdem rankten sich noch mehr Legenden um die Person des Unheimlichen, der seine alte Zelle endlich erreicht hatte und die Tür nicht verschlossen fand.

Er ging hinein.

Kalt war es. An den Wänden glitzerte feucht das Eis. Der Tisch war noch da, das Bett ebenfalls. Der Strohhaufen darauf war längst verfault und stank. In dem Haufen raschelte es. Mäuse hatten dort ihren Wohnplatz gefunden.

Er fand auch noch den Stuhl. Mit der Lehne berührte er die leergeräumten Regale, in denen sonst die Bücher gestanden hatten, um die der Mann so beneidet worden war.

Seine Mitbrüder neideten ihm sein Wissen, seine Erfahrung, seinen geistigen Horizont.

Er stellte die Laterne auf den Tisch und zog den Stuhl so heran, dass er vor dem Tisch auf der harten Sitzfläche Platz nehmen konnte. Das Licht reichte aus, um nicht nur die Tischplatte mit ihrer dicken Staubschicht zu erhellen, es fiel auch auf das Gesicht des Mannes, der seinen Schal auszog und zu Boden schleuderte. Seine dunklen Augenbrauen hatten die gleiche Farbe wie die Pupillen.

Immer waren es zuerst die Augen gewesen, vor denen sich die Menschen am meisten gefürchtet hatten.

Den bösen Blick sollte der Mönch gehabt haben.

Tatsächlich hatte der Blick etwas Zwingendes, Hypnotisches, der andere Menschen beeinflussen konnte. Die Wangen mit der dünn wirkenden Haut und den auslaufenden Schatten des langen Schwarzbartes zuckten des Öfteren, wenn der Unheimliche den schmallippigen Mund bewegte. Er hatte eine Aufgabe vor sich liegen, und er packte sie an.

Der Mann rieb seine Hände. Sie waren kalt geworden. Lange, blasse Finger hatte er. Sie erinnerten an die eines Klavierspielers oder an die eines Henkers, der mit großem Geschick die Schlinge knüpfte.

Manchmal knackten die Knochen, wenn er an den Händen zog, und er ballte die Hände des Öfteren zur Faust, streckte sie dann, zog wieder an den Fingern, wobei er erst jetzt zufrieden war.

Vor sich unter der Tischplatte befand sich die Schublade. Er wusste genau, dass die Sachen noch in ihr liegen würden, die er vor seinem Weggang hineingestopft hatte. Niemand hätte sich getraut, sie an sich zu nehmen. Seine Zelle war tabu für die anderen gewesen, denn den Besitzer der Zelle umgab stets das Flair des Geheimnisvollen und Unheimlichen.

Die Lade klemmte, als er sie aufzog, und der Mann musste schon Kraft einsetzen. Als sie zur Hälfte offen stand, griff er hinein und holte das hervor, dessentwegen er sich in der Nacht überhaupt auf den Weg gemacht hatte: eine verstaubte Kladde, ein altes Tintenfass und einen Federhalter. Das Tintenfass war fest verschlossen. Die Flüssigkeit hatte sich die Jahre über gehalten. Er schüttelte sie und nickte zufrieden. Dann drehte er das kleine Fass auf. Der Verschluss klemmte ein wenig, ließ sich aber bewegen.

Er stellte es neben die Laterne, schaute auf die Vorderseite der Kladde und das Stück Papier, das auf den harten Umschlag geklebt worden war. Dort sollte der Titel des Buches hin.

Er tunkte die Feder des Halters in die Tinte. Seine Hände waren geschmeidig genug geworden, sodass er anfangen konnte zu schreiben. Er beugte sich vor, setzte an und schrieb die ersten beiden Worte mit seiner steilen, kantig wirkenden Schrift.

RASPUTINS TESTAMENT

Kein Geringerer als Rasputin, der unheimliche Mönch, Magier und Wunderheiler war der einsam in seiner Zelle sitzende Mann. Er, der das Kloster verlassen hatte, war wieder zu ihm zurückgekehrt, um dort sein Testament zu hinterlassen.

Ein Einsamer, ein Mensch, der wusste, dass er sterben musste, und der dem Tod doch so gelassen ins Auge schaute und ihm sogar entgegentrat, hatte sich niedergesetzt, um seine letzten Worte zu Papier zu bringen. Das Testament war brisant, er wusste es, und ein Lächeln kerbte seine Lippen. Wer es in die Finger bekam, würde viel wissen, über Magie, Okkultismus und über Praktiken, die ihren Ursprung in der Vergangenheit hatten und als Götzenmagie bezeichnet werden konnten.

Wer es irgendwann einmal fand, würde mehr über ihn und sein Leben erfahren, das stand fest.

So schrieb er.

Und er vergaß die Zeit. Minuten und Stunden interessierten ihn nicht. Rasputin saß da, schrieb Seite für Seite und ließ sein Leben noch einmal vor seinem geistigen Auge ablaufen. Nur sein Atem und das Kratzen des Federkiels auf dem Papier waren zu hören, ansonsten

herrschte um ihn herum fast die Stille des Todes.

Seite für Seite klappte er um. Längst war die Tageswende überschritten. Die Temperaturen waren weiter gefallen, und die Kälte drang auch in die Zellen des alten Klosters, doch Rasputin spürte sie nicht. Er schrieb weiter.

Seine Finger sahen starr aus. Sie wirkten wie eingefroren.

Hin und wieder musste er sie bewegen. Er konnte einfach nicht ohne Pause schreiben, und in einer dieser Pausen, als er sich auf dem Stuhl zurücklehnte, vernahm er das Geräusch.

Bisher war es still um ihn herum gewesen. Nun erklang aus dem Gang hinter ihm das Schleifen. Rasputin hatte die Tür nicht verschlossen gehabt, deshalb waren die Geräusche so deutlich zu vernehmen gewesen.

Er drehte sich auf seinem Stuhl sitzend um. Sein Gesicht geriet dabei aus dem Schatten der Laterne und verschwand im Schatten des Raumes. Nur die Augen lebten darin. Sie zeigten den unheimlichen, düsteren Blick, der sich jetzt auf die Tür richtete.

Es war also noch jemand im Kloster.

Aber wer besaß die Frechheit, zwischen diesen Mauern zu leben?

Fürst Rasputin, wie ihn der Zar und die Zarin einmal genannt hatten, würde es bald wissen.

Er wartete und hörte, wie sich die Schritte seiner offenstehenden Zellentür näherten und plötzlich stoppten, als hätte der andere Angst, noch einen Schritt weiter zu gehen.

Rasputin lächelte kalt, bevor er sprach: »Komm ruhig zu mir. Wer immer du auch sein magst.«

Und der andere kam. Er ging den Rest der Strecke, erreichte die Tür und füllte deren Spalt mit seinem Umriss aus.

Noch zögerte er.

»Nun komm schon.«

»Ja, ich komme.«

Die Antwort war bereits in das Schlurfen der Schritte hineingeklungen. Rasputin lauschte dem Klang nach. Er überlegte, wo er die Stimme schon einmal gehört hatte. Auf sein Gedächtnis konnte er sich verlassen, und der Klang dieser Stimme war ihm nicht unbekannt gewesen. Jemand musste das Kloster die langen Jahre über besetzt gehalten haben, aber es war kein Mönch, das konnte er schwören.

Der andere betrat das Zimmer.

Eine ebenfalls düstere Gestalt, die gebückt ging, als hätte sie Angst davor, mit dem Kopf gegen den Türbalken zu stoßen. Das brauchte sie nicht zu haben, der Mann war kleiner als Rasputin.

Auch vor seinen Lippen dampfte der Atem. Er hatte eine Strickmütze über den Kopf gezogen. Nur das Gesicht blieb frei. Ein blasser Fleck

unter dem Oval der Mütze. Erst beim Näherkommen schälten sich die Züge genauer hervor, und da erst erkannte der ehemalige Mönch den Ankömmling.

Es war Boris!

Ja, die lange Zeit seiner Abwesenheit vom Kloster hatte Boris nichts getan. Noch immer sah er so aus wie früher. Noch immer hatte er diese faltige Haut und den hellgrauen Bart, der wie Gaze sein Kinn und den Mund umflatterte.

Boris blieb stehen. Er zwinkerte mit den Lidern, weil er in den Lampenschein geschaut hatte. Dann verzog er die Lippen zu einem Lächeln, das nicht so gemeint war, denn Rasputin erkannte genau den ängstlichen Ausdruck und die Überraschung auf den Zügen.

»Du bist noch hier?«, fragte der ehemalige Mönch.

»Ja, ich konnte das Kloster nicht verlassen.«

»Komm her zu mir!«

Boris schüttelte den Kopf. »Nein, nein, ich werde nicht kommen. Du bist gegangen, du bist…«

»Komm!«

Das letzte Wort war so hart ausgesprochen worden, dass Boris, der einmal Kalfaktor im Kloster gewesen war, zusammenzuckte, als hätte er einen Peitschenhieb erhalten.

Diesen Ton kannte er von früher. Da hatte er auch immer gehorcht. Rasputin ließ den Halter sinken, legte ihn hin und streckte seinen rechten Arm aus. Aus der Ärmelöffnung ragte seine schmale, dennoch kräftige Hand wie eine Geisterkralle hervor.

Er winkte mit dem gekrümmten Finger. »Willst du nicht?«, fragte er heiser flüsternd. »Du weißt genau, dass ich stärker bin. Ich bin es immer gewesen.«

Boris nickte. Es war besser, wenn man Rasputin gehorchte.

Dessen Wutausbrüche kannte er noch aus früheren Zeiten, und so setzte er sich langsam in Bewegung, bis er neben dem Unheimlichen im langen Mantel stehen blieb.

»Ja, so habe ich es haben wollen!«, flüsterte der ehemalige Mönch.

»So ist es richtig.« Er schaute dem anderen ins Gesicht. »Weshalb bist du noch im Kloster?«

Boris bewegte den Mund, ohne etwas zu sagen. Er hob die Schultern und suchte nach Worten. »Weshalb?«, murmelte er. »Ja, weshalb bin ich hier? Ich wusste nicht mehr, wo ich hingehen sollte, verstehst du? Ich hatte keine Heimat. Das Kloster ist für mich die Heimat. Ich habe hier immer gelebt und werde hier auch weiterleben. Das wollte ich dir sagen.«

»Ich verstehe dich.«

Boris lächelte. »Es ist lange her, dass du uns verlassen hast, Mönch Rasputin.«

»Stimmt.«
»Man hat viel über dich gehört. Du bist berühmt geworden. Die Leute erzählen sich einiges von dir. Es gibt bereits Geschichten und Legenden.«
»Was erzählt man sich denn?«
»Dass du am Hofe des Zaren ein berühmter Mann geworden bist. Man spricht von dir mit Angst und Ehrfurcht. Du sollst derjenige gewesen sein, der die Zarin…« Boris stockte.
»Sprich weiter.«
»Warst du nicht in ihren privaten Gemächern?«
Rasputin lachte krächzend. »Ja, das stimmt, die Leute haben nicht gelogen.«
»Ich hörte es. Aber jetzt bist du zurückgekommen«, murmelte Boris. »Darf ich nach dem Grund fragen?«
»Du darfst. Ich bin zurückgekehrt, weil ich mein Testament schreiben werde.«
Rasputin hatte mit flüsternder Stimme gesprochen. Boris trat hastig einen Schritt zurück und bekreuzigte sich.
»Lass das!«, fuhr ihm der ehemalige Mönch in die Parade. »Lass dieses Zeichen!«
»Ja, ja, schon gut.« Es dauerte, bis sich Boris gefangen hatte. Er schielte zur Tür. Auf einmal fühlte er sich nicht mehr gut. In seinem Magen spürte er den Druck. Die Angst hielt ihn in ihren Krallen. Er bewegte seine Hände und schaffte es nicht, dem Blick der Augen auszuweichen.
Diese düsteren Augen kannte er von früher her. Wie hatte er sie gehasst! Wie hatte er diese Augen gehasst, die einen Menschen so in ihren Bann zwingen konnten.
»Willst du noch etwas wissen?«, fragte Rasputin.
»Ja, ja. Ich frage mich, ob du noch lange hier im Kloster bleiben willst.«
»Bis mein Testament geschrieben ist.«
»Und dann?«
»Gehe ich fort. Ich lasse die Zeilen hier. Irgendwann einmal findet sie jemand, aber du wirst es nicht sein, das versichere ich dir.«
Boris verengte die Augen. »Wieso nicht?«
Rasputin lächelte. »Muss ich noch deutlicher werden?« Er machte Fingergymnastik, ließ die Knochen knacken. »Muss ich wirklich noch deutlicher werden?«
Boris' Gesicht verzog sich zu einer Grimasse. »Nein, nein, das brauchst du nicht.«
Rasputin nickte. »Mein Testament hatte ich ungestört schreiben wollen. Dein Pech, dass du im Kloster geblieben bist. So wird es dann zu deinem Grab werden, und du hast keine Chance, mir zu

entkommen.«

»Ich habe dir nichts getan, Rasputin. We-weshalb willst du mich töten?« Boris stotterte vor Angst.

»Das habe ich dir doch gesagt. Niemand darf mich stören. Du würdest das Kloster verlassen und in die Welt gehen, um von meinem Testament zu berichten. Das genau will ich nicht. Niemand soll etwas wissen, bevor die Zeit reif ist. Niemand!«

Boris nickte. Ihm kam die Geste so vor, als hätte er damit sein eigenes Todesurteil unterschrieben. Es war kalt in der Zelle. Boris schwitzte trotzdem.

Einen Schritt ging er zurück.

Rasputin ließ ihn. Der ehemalige Mönch hatte sich auf seinem Stuhl gedreht und sah zur Tür hin. Sein Gesicht zeigte einen verkniffenen Ausdruck, auch wenn der Mund so verzogen war, als würde er ständig lächeln.

Der Lampenschein fiel nur auf seine rechte Gesichtshälfte, die andere blieb im Dunkeln. So sah das Gesicht des Mönchs und Magiers aus wie ein Sinnbild seines Lebens.

Einmal dunkel, einmal hell.

Wobei die dunkle Zone überwog, denn Rasputin hatte sich den Mächten der Finsternis verschworen.

Boris schluckte. »Ich werde nichts sagen. Mein Mund bleibt verschlossen. Du kannst mir glauben. Wer weiß schon von mir, frage ich dich? Wer denn?«

»Ich!«, erwiderte Rasputin hart. »Ich weiß von dir, Boris. Und das reicht mir!«

»Aber nicht doch. Wir waren früher immer zusammen. Du kannst dich auf mich verlassen.«

»Ich kenne dich Schwätzer genau. Du hast oft genug wie ein Waschweib herumgetratscht. Hast dem Abt von manchen Dingen berichtet, die er nicht hören sollte. Ich hätte dich an der Glocke aufhängen sollen«, sprach Rasputin voller Hass. »Das wäre besser gewesen.«

Boris' Augen wurden groß. Seine Hand fuhr hoch zur Kehle und umfasste die dünne Haut. Seine Augen waren noch größer geworden, der Mund zitterte. Gleichzeitig schielte Boris zur Tür. Sie befand sich nicht weit von ihm entfernt, lag aber in der Dunkelheit.

Dort konnte er sich verstecken. Wenn er schnell genug war, würde Rasputin ihm kaum folgen können. Außerdem war der ehemalige Mönch nicht jünger geworden. Es war wirklich Boris' einzige Chance zur Flucht.

»Ich will aber nicht sterben!«, flüsterte er. »Der Sensenmann kann mir gestohlen bleiben. Meine Zeit ist noch nicht reif, verstehst du das, Rasputin? Du schreibst dein Testament, und ich wünsche dir, dass du

im ewigen Feuer der Hölle schmorst!«

»Du bist ein Narr!« Kalt hatte der ehemalige Mönch die Worte gesprochen. »Ein großer Narr bist du! Ich habe deinen Tod beschlossen, und mir entkommt niemand!«

»Nein!«

Das letzte Wort drang als Schrei aus Boris' Mund, der in den Gang hineinhallte. Boris drehte sich, wollte zur Tür springen.

Rasputin blieb auf seinem Stuhl sitzen. Er bewegte nur seinen rechten Arm.

Blitzschnell streckte er ihn aus. Die Hand bekam die schwere Lampe auf dem Tisch zu fassen, nahm sie hoch und holte zum Wurf aus.

Boris hatte die Tür schon erreicht und sie weiter aufgezogen. Was ihn da verfolgte, sah er nicht.

Die aus Gusseisen bestehende Laterne schaukelte durch die Luft.

Das Spiel aus Licht und Schatten wurde noch bizarrer, bis der schwere Gegenstand voll traf.

Er knallte gegen den Hinterkopf des Flüchtlings, wuchtete durch die grauen, dichten verfilzten Haare, nachdem er zuvor ein Loch in die Mütze gerissen hatte.

Boris sank zusammen. Dabei fiel er gegen die Tür und drückte sie nach vorn. Sie fiel nicht ganz zu, weil sie mit dem Unterteil über den Boden schrammte. So blieb sie spaltbreit offen.

Die Laterne lag neben Boris. Das Glas war zersplittert. Öl rann nach draußen und begann zu brennen. Rasputin kümmerte sich nicht um die flammende Lache. Er stand auf, nahm die Lampe an sich und stellte sie zur Seite. Es war nicht das gesamte Petroleum ausgelaufen, auch wenn die Glasfassung zersplittert war.

Auf dem Boden zuckte das Feuer. Rote und schwarze Schatten geisterten durch die Zelle. Sie tanzten an den Wänden und malten dort wunderliche Figuren.

Boris lag stöhnend am Boden. Neben ihm zuckten die Flammen.

Fast wurde sein Rücken von ihnen berührt. Rasputin sah es und stand auf. Er wollte nicht, dass der andere verbrannte. Für ihn hatte er sich einen anderen Tod ausgedacht.

Deshalb ging er zu ihm und zog ihn in die Höhe. Schwer lag der Verletzte in seinen Armen. Rasputins Blick fiel auf den Kopf des Mannes, wo die Mütze zerstört worden war. Dort quoll Blut aus der Wunde und vermischte sich mit den grauen Haaren, bevor es versickerte.

Boris hatte die Augen geöffnet. Sein Blick traf das Gesicht des ehemaligen Mönchs.

Wie ein düsterer Todesschatten mussten ihm die bleichen, von dunklen Haaren umrahmten Züge vorkommen. Ein Versprechen, das den Tod beinhaltete. Boris bewegte seine Lippen. Er litt unter

furchtbaren Schmerzen, die seinen Kopf zu sprengen drohten. In seinen Augen lag die Bitte, sein Leben zu schonen, aber Rasputin, der dies genau gesehen und erkannt hatte, schüttelte nur den Kopf.

Er zog den anderen an den Tisch heran, an dem er sein Testament geschrieben hatte.

Dort lehnte er Boris gegen die Kante und hielt ihn mit der linken Hand fest. Auf dem Steinboden der Zelle brannte noch immer die Petroleumlache. Schwarze Dämpfe, die widerlich stanken, zogen träge in Richtung der beiden Männer.

Boris hatte das Gefühl, als würde sein Leben allmählich unter der zupackenden Hand des Mönchs und Magiers Rasputin versickern.

Eine Hand hatte der Mönch noch frei. Und sie verschwand kriechend unter seiner Kutte. Dabei verzog er das Gesicht zu einem so hässlichen Grinsen, dass dieser Ausdruck sogar dem Verletzten auffiel und dieser seine Schmerzen vergaß.

Rasputin holte etwas aus seinem langen Mantel hervor.

Es war ein breites Messer.

Boris wusste genau, was diese Klinge zu bedeuten hatte. Als Rasputin seine rechte Hand anhob, fiel der Widerschein des Feuers über die Klinge und ließ sie rötlich schimmern. Rot wie das Blut.

Rasputin hob seine Hand noch höher. Er sah die Angst auf dem bleichen Gesicht des Verletzten, stieß ein schauriges Lachen aus, das den harten Stich begleitete.

Der Mönch und Magier brauchte nur einmal zuzustechen. Boris erstarrte in seinen Armen, wäre fast herausgerutscht. Rasputin griff nach und hievte ihn herum. Es war Rasputins Pech, dass sich das Blut auf dem Tisch verteilte und auch die aufgeschlagenen Seiten des Buchs nicht verschonte.

Rasputin verzog den Mund. Das hatte er nicht gewollt. Er wuchtete den Toten herum und ließ ihn neben dem Tisch liegen. Das Petroleum brannte weiter. Letzte Reste flackerten noch auf, und dort, wo das Feuer geflackert hatte, befand sich als zurückgebliebener Rest ein schmieriger Film auf dem Boden.

Rasputin aber nahm wieder auf seinem Stuhl Platz. Er schrieb sein Testament weiter, als wäre nichts geschehen. Noch nie hatte er sich um Tote gekümmert, auch dann nicht, wenn sie von ihm selbst umgebracht worden waren.

***

Vier Tarock-Karten, ein Dolch und mein Kreuz!

Das waren genau die drei Dinge, die miteinander in Verbindung standen, wobei ich nicht wusste, wie sich dies im Einzelnen verhielt, denn neue Fragen waren aufgetaucht.

Begonnen hatte es mit Akim Samaran, der aus dem Dunkeln wie ein

Zombie aus dem Grab erschienen war. Zum alleinigen Manager des Konzerns Acron hatte er sich aufschwingen wollen und die Erbmasse eines Sternenvampirs dazu benutzt.

Es war ihm nicht gelungen. Meine Freunde, Bill Conolly und Suko, hatten ihm zusammen mit mir ein Bein gestellt. Die Spur hatte nach San Francisco geführt, wo Suko und Yakup Yalcinkaya auf die Feuer-Lady Belisana getroffen waren, die ihre Kraft auf Samaran übertragen hatte. Dort hatte er auch den Opferdolch des starken Götzen Baal gefunden, und mir war es in einem gewaltigen Kampf gelungen, ihm den Dolch zu entreißen, wobei Bill Conolly noch Kamikaze, Samarans Leibwächter, mit der Pistole getötet hatte.

Ich besaß nun den grünen Opferdolch, aber eine weitere Spur tat sich nicht auf. Plötzlich mussten wir feststellen, dass dieser Opferdolch mit dem russischen Mönch und Magier Rasputin in Verbindung stand. Aufgedeckt worden war dieses Phänomen von der Russin Ludmilla Prokowa, die es durch die fünf Tarock-Karten herausgefunden hatte, von denen eine, der Tod, inzwischen vernichtet war.

Sie lebte nicht mehr, aber Rasputins Geist war nach wie vor vorhanden, sogar sichtbar. Das Gesicht dieses gefährlichen Mannes zeichnete sich auf meinem Kreuz ab, und zwar dort, wo Lilith, die weibliche Kraft an Luzifers Seite, die von mir noch nicht enträtselten Zeichen des Kreuzes hatte verschwinden lassen.

Ich besaß also den Dolch und mein manipuliertes Kreuz. Weiter waren wir noch nicht gekommen, gingen aber davon aus, dass die Spur nur über Rasputin führen konnte.

Diese Meinung vertrat auch Lady Sarah Goldwyn, die überhaupt den letzten Fall erst ins Rollen gebracht hatte. Sie hatte einen Artikel der Prokowa in einer esoterischen Zeitschrift gelesen. Darin war von einem Götzen namens Baal die Rede gewesen, und bei so etwas reagierte die Horror-Oma, wie sie scherzhaft genannt wurde, allergisch.

Denn nicht nur sie wusste, dass der Götze Baal meinen geweihten Silberdolch an sich genommen und ihn somit außer Gefecht gesetzt hatte.

Natürlich hatte sich Lady Sarah wieder in Lebensgefahr begeben.

So etwas blieb bei ihr zumeist nicht aus, aber die alte Dame sah es gelassener als wir.

Nach dem letzten Fall waren zwei Tage vergangen. Noch immer hatte sich nichts verändert. Nach wie vor war mein Kreuz durch Rasputin gezeichnet, und auch der Opferdolch des Götzen Baal befand sich in meinem Besitz. Es stand gewissermaßen unentschieden.

So etwas ist auf die Dauer kein Zustand. Ich wollte ihn ändern und ging davon aus, dass der Götze Baal sicherlich Interesse daran zeigte, sein Opfermesser zurückzubekommen.

Er besaß meinen Dolch, und vielleicht konnte ich beide Waffen tauschen.

Das wäre das Höchste gewesen. Leider war es noch nicht so weit, und es ließ sich auch keine weitere Spur erkennen, obwohl wir hin und her diskutiert hatten.

Auch eine Aktivierung meines Kreuzes hatte nicht geholfen. Nach dem Rufen der Formel war Rasputins Gesicht verschwunden gewesen. Als die Wirkung allerdings nachließ, kam es wieder zurück, und ich konnte mich mit dem normalen Zustand vertraut machen.

An diesem Abend waren Suko und ich einer Einladung der Horror-Oma gefolgt. Wir hockten im Wohnzimmer beieinander um den runden Tisch aus dem Jugendstil-Zeitalter und tranken Tee.

Den Grund hatte uns Sarah Goldwyn nicht verraten, und auch jetzt hielt sie sich noch zurück.

Sie saß uns gegenüber, behängt mit Ketten über einem violetten Kleid, dessen Saum bis an die Waden reichte.

Ich nahm einen Schluck, lauschte dem Ticken einer Wanduhr und stöhnte vernehmlich auf.

»Was hast du, John?«, fragte die Horror-Oma.

»Willst du uns nicht endlich reinen Wein einschenken? Ich sitze gern bei dir, das weißt du. Suko wird es ähnlich ergehen, aber was war das Motiv deiner Einladung?« Ich deutete auf den Tisch, wo die vier Tarock-Karten, der Dolch und mein Kreuz lagen. »Um diese Dinge wird es sich doch drehen, oder?«

»Im Prinzip, ja.«

»Und was noch?«

»Ich erwarte noch Besuch.«

Jetzt ließ Lady Sarah die Katze endlich aus dem Sack. Staunend und mit gerunzelter Stirn schaute ich sie an. »Wer kommt denn?«

»Das ist meine Überraschung.«

»Jetzt nicht mehr«, meldete sich Suko. »Du kannst also in die Details gehen.«

»Ihr seid wie die kleinen Kinder«, sagte Lady Sarah. »Wie die kleinen Kinder. Aber ich werde euch gern den Gefallen tun.« Sie warf einen Blick auf die vier Karten. Wie gesagt, es waren mal fünf gewesen, aber die fünfte, die schlimmste des Tarock-Spiels, war durch eine von Suko abgeschossene Silberkugel zerstört worden.

Diese Karte hatte den Tod als schwarzes Skelett gezeigt, das auch einmal Rasputins Züge angenommen hatte. Die restlichen vier Karten zeigten folgende Motive: die Kaiserin, den Gaukler, den Gehenkten und den Narr, gleichzeitig der Joker, der selbst die schlimmste Karte, die des Tods, verändern konnte. Wäre er nicht gewesen, hätten wir Sarah Goldwyn wahrscheinlich beerdigen können. So hatte es nur die Russin Ludmilla Prokowa erwischt, und Sarah Goldwyn lebte noch.

»Sprich doch weiter!«, forderte ich sie auf.
»Also, ihr neugierigen Männer. Ich will euch nicht länger auf die Folter spannen.« Sie hob den rechten Arm und strich über ihren Haarknoten am Hinterkopf. »Da eure Diskussionen und Versuche doch nichts gebracht haben, entschloss ich mich, den Fall in die Hand zu nehmen. Und ich habe noch einmal gründlich nachgedacht, wobei ich zum Ausgangspunkt zurückgekehrt bin. Alles begann mit diesem ungewöhnlichen Artikel in der Zeitschrift *Esoterik Tales*. Die Prokowa hat dort veröffentlicht, und wer bei diesem Blatt als Redakteur arbeitet, muss sich auf dem Gebiet auskennen. Deshalb habe ich die Chefredakteurin angerufen und sie um einen Besuch gebeten.«
»Sie wird kommen?«, fragte ich.
»Ja, sie hat zugesagt.«
»Wie heißt denn die Dame?«, wollte Suko wissen.
»Rose Bancroft.«
»Nie gehört, den Namen.« Suko schaute mich an. »Du vielleicht, John?«
Auch ich schüttelte den Kopf. »Sorry, aber damit kann ich nichts anfangen.«
»Ich kenne sie auch nur vom Telefon«, gab Lady Sarah zu. »Aber im Gespräch zeigte sie sich sehr zugänglich.«
Ich leerte meine Tasse. »Meinst du wirklich, dass sie uns weiterhelfen kann?«
»Ich habe es eben auf einen Versuch ankommen lassen. Mehr als reinfallen können wir ja nicht.«
»Das stimmt.«
»Und bevor wir überhaupt nichts tun und uns in Selbstzweifeln ergehen, dachte ich mir, nimm du mal die Sache in die Hand und zeig den jungen Spunden, wo es langgeht.«
Das Läuten der Türglocke unterbrach den Redeschwall der Horror-Oma. Wenn sie einmal in Fahrt kam, war Lady Sarah nicht mehr zu bremsen. Das kannten wir.
»Soll ich öffnen?«, fragte ich.
»Nein, nein, John. Ich habe den Gast eingeladen und werde ihn auch empfangen.« Sie stemmte sich von der halbrunden Couch in die Höhe, drückte ihren Rücken durch und ging zur Tür.
Was Lady Sarah in ihrem Alter noch leistete, konnte man schon als phänomenal bezeichnen. Dabei zählte sie schon einige Jahrzehnte, aber ihr genaues Alter hatte sie weder Suko noch mir verraten.
Wir wussten nur, dass sie dreifache Witwe und vermögend war. Ihr Geld legte sie in wohltätigen Stiftungen an, wobei eine davon sogar ihren Namen trug.
»Das ist wieder typisch für unsere Horror-Oma«, meinte Suko.
»Auf diese Idee hätten auch wir kommen können.«

»Das stimmt.«

Von der Tür her hörten wir die Frauenstimmen, konnten aber einzelne Worte nicht verstehen.

Im Wohnraum brannten zwei Lampen. Eine nahe der Eingangstür, die andere über der Sitzecke.

»So, dann kommen Sie mal rein!«, hörten wir Lady Sarah sagen und erhoben uns von den Plätzen.

Die Horror-Oma führte ihre Besucherin über die Schwelle und auf unseren Tisch zu, sodass wir Zeit hatten, uns die Dame genauer zu betrachten.

Rose Brancroft war ungefähr vierzig, hatte braunes, halblanges, lockiges Haar und trug eine dunkle Brille mit getönten Gläsern. Das graue Winterkostüm machte sie etwas fad. Dem wirkte sie durch den pinkfarbenen Pullover entgegen, den dunkelblauen Strümpfen und den ebenfalls pinkfarbenen Schuhen.

Ich half ihr aus der Jacke. Erst dann stellten wir uns gegenseitig vor. Zuerst begrüßte sie Suko, da ihr mein Freund am nächsten stand. Ihr Händedruck war kräftig. Er sollte wohl dokumentieren, dass Rose Bancroft mit beiden Beinen mitten im Leben stand. Sie nickte mir zu. »Ihren Namen habe ich schon einmal gehört, Mr Sinclair.«

»Möglich.«

»Nicht so bescheiden. Sie sind eine gewisse Berühmtheit. Wie auch Ihr Kollege Suko. Wir von *Esoterik Tales* haben, wenn es eben möglich war, Ihre Aktivitäten verfolgt. Als mir Mrs Goldwyn sagte, wer mich noch erwartete, habe ich sofort zugesagt. Ich hoffe, dass es ein interessanter Abend wird und Sie mir unter Umständen auch ein Interview geben können.« Sie deutete auf ihre große Umhängetasche. »Technisch bin ich dafür gerüstet.«

Ich blieb weiterhin freundlich, obwohl es mir schwer fiel. Wenn ich etwas hasste, war es der Gang in die Öffentlichkeit. Ich wollte keine Leser oder Zuseher haben. Unsere Arbeit war deshalb so erfolgreich, weil sie nicht öffentlich war.

Suko wollte einen Sessel herbeischieben, doch Lady Sarah war dagegen. Sie bat ihre Besucherin, auf der Couch und neben ihr Platz zu nehmen. Bevor sich Rose Brancroft setzte, starrte sie die auf dem Tisch liegenden Gegenstände an.

»Oh, das ist interessant. Die Tarock-Karten in Verbindung mit einem Kreuz und einem Dolch.«

»Wir werden es Ihnen erklären«, sagte Lady Sarah. »Möchten Sie etwas Tee trinken?«

»Ja, gern.«

»Und für mich einen Whisky«, sagte ich.

»Hol ihn dir aus dem Schrank, John.«

Ich fand die Flasche und ein Glas. Es gefiel mir noch immer nicht,

dass Lady Sarah diese Frau eingeladen hatte. Da ich auch nur zu Besuch war, ließ ich mir nichts anmerken.

Ich goss mir einen Doppelten ein. Während ich trank, erklärte Lady Sarah der Besucherin, worum es eigentlich ging, und Rose hörte aufmerksam zu.

Zum Glück beschränkte sich die Horror-Oma mehr auf den erschienenen Artikel und sprach dann natürlich das Thema Rasputin an, wobei sie den Götzen Baal nicht vergaß.

»Darum geht es im Prinzip, Rose. Was wissen Sie über Baal und Rasputin?«

Die Chefredakteurin nahm einen Schluck Tee und schaute nachdenklich auf die Karten. Zunächst gab sie eine ausweichende Antwort. »Wir beschäftigen uns ja mit vielen Dingen, wie Sie wissen. Da sind diese Gebiete natürlich auch dabei. Baal…« Sie ließ das Wort fast auf der Zunge zergehen und verdrehte die Augen. »Das ist eine Faszination für sich. Im Alten Testament erwähnt, von den Abtrünnigen angebetet, der Tanz um das Goldene Kalb, Magie und Hexerei, Totenkult und Opferung, das ist Baal. Von den Kelten übernommen, zur Religion gemacht und zahlreichen Göttinnen oder Göttern geweiht.«

Ich wollte keine Abhandlung über den Götzen hören, die hätte ich mir selbst geben können, mir ging es um etwas anderes. »Hören Sie, Mrs Bancroft, das hier ist kein Spiel. Auch ich weiß über Baal Bescheid. Was da auf dem Tisch liegt und grün leuchtet, hat einen bestimmten Namen. Es ist Baals Opfermesser.«

Sie schaute mich an. »Stimmt das?« Hinter den dunklen Gläsern der Brille konnte ich ihre Augen nicht erkennen.

»Ja.«

»Und das Kreuz? Was ist damit?«

»Es gehört mir.«

»Nicht Rasputin?«

»Nein!«, erwiderte ich. »Ihm auf keinen Fall. Er hat es nur manipuliert. Deshalb sehen Sie den Abdruck seines Gesichts dort. Rasputin stand mit Baal in Verbindung, das haben wir herausgefunden. Und ich will praktisch über ihn an den Götzen heran.«

Rose Bancroft lehnte sich zurück. Sie nahm die Brille ab und putzte die Gläser. Jetzt konnte ich ihre Augen erkennen. Die Pupillen waren von einer unnatürlichen Helligkeit, grau bis farblos. Sie wollten so gar nicht zu dem dunklen Haar passen. Rasch setzte sie die Brille wieder auf, als würde sie sich wegen ihrer Augen schämen.

»Sie wissen, wie mächtig Baal ist, Mr Sinclair?«

»Das ist uns bekannt.«

»Gut.« Sie nickte. »Und was wissen Sie über Rasputin?«

»Zu wenig«, sagte Suko. »Viel zu wenig.«

Sie bestätigte seine Worte durch ein abermaliges Nicken. »Das kann ich mir vorstellen. Rasputin ist eine geheimnisvolle, schillernde Persönlichkeit. Er hat im vorigen Jahrhundert zunächst als Mönch gelebt und sich dann der schwarzen Magie verschrieben. Ludmilla Prokowa hat mehr über ihn gewusst.«

»Aber sie ist tot«, warf Suko ein.

»Ich hörte davon.«

»Können Sie uns jemanden nennen, der mehr über Rasputin und seine Verbindung zu Baal weiß?«

Rose verzog das Gesicht. »Das ist sehr schwer. Das heutige Russland können Sie nicht mehr mit dem in der Zarenzeit vergleichen. Die haben ihre Grenzen dichtgemacht. Sicherlich wird es noch Spuren geben, die zu Rasputin führen, und eine ist besonders heiß.«

»Welche?«, fragte ich.

»Er hat ein Testament geschrieben.«

Mit dieser Eröffnung hatten wir nicht gerechnet und blieben zunächst einmal stumm. Selbst Sarah Goldwyn sagte nichts. Sie saß da und schluckte mehrmals.

»Ein Testament?«, wiederholte ich.

»Ja. Rasputins Testament«, erklärte die Chefredakteurin. »So ist es überliefert.«

»Und das existiert noch?«, wollte die Horror-Oma wissen.

»Man spricht davon.«

»Wo?«

Nach meiner Frage schaute sie mich beinahe mitleidig an. »Mr Sinclair. Ich hatte Ihnen doch vorhin von Russland erzählt. Dort müssten Sie suchen. Das käme dem berühmten Sandkorn in der Wüste gleich, das Sie finden wollen.«

»Meinen Sie wirklich?«

»Ja.«

»Ein Sandkorn in der Wüste hinterlässt keine Spuren, Mrs Bancroft. Ein Mensch wie Rasputin jedoch. Man müsste seinen Lebensweg verfolgen. Er hat in Petersburg gelebt.«

»Dem heutigen Leningrad«, verbesserte sie mich.

»Gut, das sind Kleinigkeiten. Dann müsste er auch in dieser Stadt sein Testament geschrieben haben. Ich weiß, dass die Russen ihre Kultur und Geschichte nicht vergessen haben. Die großen Schlösser der Zaren und die prächtigen Landsitze sind noch erhalten.«

»Aber Rasputin ist ein Schandfleck in der Geschichte. Man wird ihn von offizieller Seite ausradiert haben. Ich weiß es, denn ich habe einmal versucht, Kontakt mit den Russen aufzunehmen. Auch ich wollte mehr über ihn wissen. Er war ein Meister der Karten. Er liebte und beherrschte das Tarock-Spiel. Besonders die Karten, die hier

aufgedeckt liegen. Das waren seine Lieblingsfiguren. Der Gehenkte, die Kaiserin oder Zarin, der Magier und besonders der Joker oder Narr. Ihn hat er oft genug ins Spiel gebracht, da er gern sein Leben einsetzte.«

Ich deutete auf die Blätter. »Leider reagieren sie nicht. Irgendwie ist die Brücke gebrochen, und wir müssen den Weg finden. Rasputins Geist ist in meinem Kreuz gebannt. Ich will nicht, dass es so bleibt. Er soll und muss wieder verschwinden.«

»Wie wollen Sie das schaffen?«

»Indem wir sein Testament finden«, erklärte Lady Sarah trocken und hatte dabei den Nagel auf den Kopf getroffen.

Die Chefredakteurin sah sie an. »Glauben Sie das, was Sie da gesagt haben?«

»Natürlich.«

Sie zog ein nachdenkliches Gesicht. Ich hatte das Gefühl, dass sie uns irgendetwas verschweigen wollte, ließ sie aber in Ruhe. »Hat einer von Ihnen eine Zigarette?«, fragte sie.

Ich gab ihr eine und auch Feuer. Nachdem das Stäbchen brannte und sie den Rauch ausgestoßen hatte, begann sie mit ihrer Formulierung. »Wie ich inzwischen bemerkt habe, sind Sie von Ihrem Plan nicht abzubringen. Ich traue Ihnen auch zu, dass Sie in die Sowjetunion hineinkommen und sich auf die Suche nach dem Testament machen. Zudem freue ich mich darüber, dass Sie mich zu Rate gezogen haben. Deshalb sollte ich Ihnen vielleicht einen Gefallen tun.«

»Und der wäre?«, fragte Lady Sarah.

Da lachte Rose auf. »Ob es ein Gefallen ist, kann ich nicht sagen, aber es existiert da eine alte Legende, die besagt, dass Rasputin sein Testament dort geschrieben hat, wo er einmal lebte, bevor es ihn an den Hof des Zaren zog.«

»Das war doch im Kloster«, sagte Suko.

»So ist es.«

Ich lächelte. »Sie meinen tatsächlich, dass dieses Kloster für uns nicht zu finden wäre?«

»Wenn Sie einmal im Land sind, wäre es nicht schwer.«

»Wo liegt es denn?«

»Östlich von Leningrad, dem früheren St. Petersburg. Es ist in gewisser Hinsicht ein Denkmal. Deshalb kann ich mir vorstellen, dass dieses Kloster noch nicht zerstört worden ist, wenn Sie verstehen.«

»Sicher.«

»Hat es einen Namen?«, fragte Suko.

»Nein oder ja. Wenigstens weiß ich es nicht. Vielleicht Rasputin-Kloster.« Sie lächelte. »Jedenfalls ist es die einzige Spur oder der einzige Hinweis, den ich Ihnen geben kann. Ansonsten bin ich überfragt.«

»Auch was das Verhältnis Rasputin/Baal betrifft?«, horchte ich nach.

»Da weiß ich auch nichts. Oder fast nichts. Es hat eine Verbindung zwischen den beiden gegeben, doch die ist im Dunkel der Geschichte und im Dämmer der Russischen Revolution verschwunden. Mehr Hilfen kann ich Ihnen nicht geben.«

»Es war schon viel«, sagte ich. »Das Testament, falls es tatsächlich noch existiert, könnte uns da weiterhelfen.«

»Es weiß angeblich niemand etwas Genaues darüber«, sagte Rose.

»Vielleicht will man es auch nicht wissen. So etwas passt nicht in die politische Landschaft. Rasputin, das Zarenreich, die Gräueltaten, die damals begangen wurden, wer in Russland möchte daran noch erinnert werden? Doch nur die wenigsten.«

»Dann auf nach Petersburg«, sagte Lady Sarah und rieb sich schon die Hände. Diese Gestik bewies mir, dass sie daran dachte, Suko und mich nicht allein fliegen zu lassen. Auch ich hatte Blut geleckt, und ich wusste auch schon, wie wir es unter Umständen schaffen konnten, tief hinter den Eisernen Vorhang zu gelangen.

Es gab in Russland einen Mann, den ich gut kannte. Er gehörte zwar zur anderen Feldpostnummer, sprich KGB, aber in den beiden Fällen, die wir zusammen erlebt hatten, hatte er sich als Kumpel und Partner erwiesen, auf den man sich verlassen konnte.

Dieser Mann hieß Wladimir Golenkow. Mit ihm zusammen hatten Suko und ich in Sibirien Zombies gejagt, und er hatte auch an meiner Seite gekämpft, als ich in Prag das Rätsel der schwebenden Leichen und des Höllenfriedhofs zu lösen versuchte und damals dem unheimlichen Schnitter begegnet war. Wladimir und ich waren so etwas wie Freunde geworden, und er hatte mir eine Telefonnummer hinterlassen, unter der ich ihn erreichen konnte.

»John, mein Junge, ich sehe dir an, dass da etwas im Busch ist«, erklärte Lady Sarah. »Deine Gedanken zeichnen sich förmlich auf der Stirn ab.«

Ich lächelte. »Und an was denke ich?«

»Du weißt bestimmt schon einen Weg, wie du nach Russland hineinkommst. Habe ich Recht?«

Ich lachte, sah Sukos Blick und auch, dass er mir zuzwinkerte.

Wahrscheinlich beschäftigte er sich mit den gleichen Gedanken wie ich.

»Richtig, Sarah. Dazu müsste ich nur telefonieren.«

»Der Apparat steht dir zur Verfügung.«

»Es würde aber ein Ferngespräch in die Sowjetunion werden. Das mal vorweg.«

»Wenn es um die Sache geht, ist mir kein Opfer zu hoch.«

Ich lächelte ihr zu, als ich mich aus dem Sessel in die Höhe drückte. Ich hatte diese Nummer noch nie gewählt und wusste auch nicht, ob

ich Wladimir überhaupt in Moskau erreichte. Er gehörte zu den Leuten, die oft unterwegs sind. Da waren wir uns gleich.

Auf gewissen Gebieten gibt es zwischen den Ländern unterschiedlicher Gesellschaftsordnung so genannte heiße oder direkte Leitungen. Die zwölfstellige Nummer musste eine solche Leitung sein. Neben der Anrichte stehend, auf der das Telefon seinen Platz gefunden hatte, tippte ich die zwölf Zahlen ein.

Die Spannung lag auf unseren Gesichtern. Nachdem ich die Nummer getippt hatte, wartete ich ab; wenig später stand die Verbindung.

Jemand hatte abgehoben. Ein russisches Wort wurde in die Leitung gesprochen. Ich wusste nicht, was es bedeutete, und war mir ebenfalls nicht sicher, ob Wladimir Golenkow gesprochen hatte.

Deshalb fragte ich. »Wladimir?«

Der »Gesprächspartner« schien den Hörer weiterzureichen. »Ja, hier ist Golenkow«, meldete er sich endlich.

Noch einmal sagte ich meinen Namen.

»John Sinclair, Towarischtsch, du bist es! Na, das ist aber fein, dass ich dich höre. Wie geht es dir?«

»Ich lebe noch.«

»Ja, ich auch, wie du hörst. Und was kann ich für dich tun?«

»Du könntest mir helfen.«

»Gern, wenn ich…«

Ich lachte. »Klar, ich weiß schon. Es geht um Folgendes: Suko, eine Freundin von uns und ich wollen dein Land besuchen. Und zwar so rasch wie möglich.«

»Oh.«

Ich lachte leise. »Ich wusste, dass du so reagieren würdest, aber es kommt noch schlimmer.«

»Lass mal hören.«

»Der Aufhänger ist Rasputin. Euer berühmtester Mönch und Magier. Nur ist etwas passiert, das uns vor große Rätsel stellt. Du könntest uns wahrscheinlich dabei helfen, sie zu lösen. Und es wäre bestimmt auch in eurem Sinne.« Ich berichtete, welch einem Verdacht wir nachgingen, und der Russe hörte mir aufmerksam zu. »So sieht es aus, Gospodin«, sagte ich zum Schluss. »Jetzt bist du an der Reihe.«

Ich hatte ein »Njet« erwartet, doch es kam überhaupt keine Antwort. Das ließ mich etwas hoffen.

»Bist du noch dran?«

»Ja, John.«

»Und?«

»Muss ich mich sofort entscheiden?«

»Es wäre gut.«

»Dann warte noch einen Moment.«

»Okay.«

»Was hat er denn gesagt?«, fragte mich die Horror-Oma.

Ich hielt die Sprechmuschel während meiner Antwort zu. »Er muss sich erst rückversichern.«

»Das ist nicht gut, wenn zu viele Leute mitmischen.«

»Weiß ich auch, aber ich kann es nicht ändern.«

»Du hast doch auch dieses Kloster erwähnt. Ist er darauf eingegangen?«

»Nein.«

Lady Sarah winkte ab. »Das ist nicht gut. Überhaupt nicht gut, wie ich meine.«

Ich konnte mich nicht mehr um sie kümmern, denn der Russe meldete sich wieder. »Du bist noch da, John?«

»Klar.«

»Es ist zwar unmöglich, was du verlangt hast, aber in unserer Republik wird Unmögliches eben auch in die Tat umgesetzt. Ihr drei könnt kommen. Nehmt die nächste Maschine nach Leningrad. Ich erwarte euch dort am Flughafen.«

»Tatsächlich?«, fragte ich staunend.

»Ich lüge nicht.«

Mein Lachen klang etwas zu laut. »Damit habe ich wirklich nicht gerechnet. Ich danke dir.«

»Warte erst mal ab«, sagte er mit einer Stimme, die mich verwunderte, um einen Moment später wieder den Tonfall zu wechseln. »Einen Rat möchte ich euch noch geben. Zieht euch warm an, sonst friert ihr euch einen ab. Hier ist es lausig kalt.«

»In London auch«, gab ich lachend zurück und legte nach einem schnellen Dankeschön auf. Als ich mich zu den anderen umdrehte, spürte ich den Schweiß auf meinem Körper. Der Anruf war mir doch an die Nieren gegangen.

»Alles klar?«, fragte Suko.

»Es sieht so aus.«

Lady Sarah schüttelte den Kopf. Sie machte kein freudiges Gesicht, das Gegenteil war der Fall.

»Was hast du?«, fragte ich sie.

»Weißt du, John. Dein Gespräch war toll, lieb und nett. Alles Adjektive, die sehr passend sind, aber ich traue den Burschen nicht. Nein, ich traue ihnen nicht.« Sie schlug dabei mit der flachen Hand auf den Tisch, um die Worte zu unterstreichen.

»Und weshalb nicht?«

»Weil die Russen mit Einladungen so schnell nicht bei der Hand sind.«

»Vermutest du eine Falle dahinter?«, fragte Suko.

»So ist es.«

Ich widersprach. »Moment mal, Freunde. Zwar kenne ich Wladimir

Golenkow noch nicht so lange wie euch, ich würde ihm auch nicht restlos vertrauen, aber eines ist sicher: Man kann sich auf ihn verlassen, das habe ich bei den beiden Fällen, in denen wir zusammenarbeiteten, festgestellt. Er weiß doch genau, dass ich nicht ohne Grund anrufe. Zudem kennt er Suko. Wir drei haben in Sibirien Zombies gejagt, das schweißt zusammen.«

»Wenn du das so siehst, ist es in Ordnung«, erwiderte Mrs Goldwyn.

Rose Brancroft hatte sich in den letzten Minuten sehr zurückgehalten. Jetzt stand sie auf. »Ich möchte mich verabschieden, es war sehr interessant. Doch auf eine Sache will ich Sie noch aufmerksam machen.«

»Und die wäre?«, fragte ich.

»Denken Sie daran, dass Ludmilla Prokowa ebenfalls eine Russin gewesen ist. Möglicherweise hat sie noch Verwandte in Moskau oder Leningrad, die auch über Rasputin Bescheid wissen. Das muss nicht so sein. Ich habe es nur als einen Hinweis angesehen.«

»Danke, das war gut.«

»Dann darf ich mich jetzt verabschieden.« Sie reichte Lady Sarah zuerst die Hand. Danach kam Suko an die Reihe, bei mir hielt sie sich etwas länger auf. »Ich freue mich, Sie kennen gelernt zu haben, John. Falls der Fall gut ausgeht, was ich sehr hoffen will, könnte ich dann mit einem Interview rechnen?«

»Mal sehen.«

»Sie brauchen keine Geheimnisse auszuplaudern. Aber Sie wissen ja. Eine Hand wäscht die andere.«

»Klar.«

Nach dieser Antwort ging sie und wurde von Lady Sarah zur Tür gebracht. Zurück blieben Suko und ich. »Na, Partner, was sagst du?«, fragte mich mein Freund.

»Nichts.«

»Und dein Gefühl meldet sich nicht?«

»Du meinst eine Falle.«

»Genau.«

Ich winkte ab. »Daran glaube ich nicht. Außerdem würde Wladimir Golenkow so etwas wohl kaum tun.«

»Ja, ja, das würde er bestimmt nicht«, erwiderte Suko in einem Tonfall, der seine Antwort als glattes Gegenteil hinstellte.

***

Auch Wladimir Golenkow hatte aufgelegt, und er schwitzte noch mehr als ich im fernen London. Es lag nicht an der bulligen und trockenen Heizungsluft, sondern an etwas anderem. Er brauchte nur den Kopf zu drehen und in das bläulich grau schimmernde Mongolengesicht des Uniformierten zu blicken, um zu wissen, dass er

John Sinclair und seine Freunde verraten hatte. Er hätte sie warnen sollen, aber war in diesen Augenblicken nicht so mutig gewesen, und das wurmte ihn.

Der Mongole rieb seine Stummelfinger. Er hatte die Mütze abgenommen. Dadurch wirkte sein Kopf noch flacher. Er sah aus wie ein Ei, bei dem man die obere Spitze ein wenig platt geklopft hatte.

»Hervorragend gemacht, Genosse Golenkow, hervorragend.«

»Ich weiß, Oberst.«

»Das wird Ihnen Pluspunkte in der Akte geben und so manchen Minuspunkt wieder wettmachen.«

»Minuspunkt?«

»Ja, Sie haben sich manchmal zu westlich benommen.«

»Wie unsere hohen Funktionäre auf ihren Landsitzen – oder?«

»Darum haben Sie sich nicht zu kümmern, Genosse Golenkow.«

»Es fiel mir nur eben ein.«

»Und ich habe es vergessen.«

Ist mir doch egal, du Scheißkerl, dachte Golenkow und ärgerte sich darüber, dass ausgerechnet bei diesem Gespräch einer der hohen Ausbildungsoffiziere des KGB anwesend war. Dieser Oberst Tschigin stammte noch aus der Breschnew-Ära und hatte die große Säuberungsaktion des jetzigen Vorsitzenden Gorbatschow seltsamerweise überstanden. Wahrscheinlich durch Beziehungen. Wladimir brauchte nur das Wodkaverbot zu nehmen, das der große Vorsitzende ausgesprochen hatte. Was hatte Tschigin früher gesoffen!

Heute wollte er davon nichts mehr wissen, gab sich edel, rein und tat so, als würde er den Wodka verabscheuen.

Und wie er grinste. So breit und satt. Dabei rieb er noch immer die Hände. »Sie werden alles so machen, wie wir beide es besprochen haben, Genosse. Sie holen die drei am Flughafen ab und fahren mit ihnen zum Kloster. Verstanden?«

»Sicher.«

»Das andere überlassen Sie uns.«

»Und was wäre das?«, fragte Wladimir.

Der Oberst, dessen Uniformstoff hinter den vielen Orden kaum zu erkennen war, schüttelte den Kopf. »Man darf nie etwas zu früh verraten, Genosse. Das wissen Sie doch.«

»Ja.«

»Dann sehen wir uns am Kloster.« Tschigin blickte seinen Untergebenen noch kurz an, machte kehrt und verließ mit zackigen Schritten das Büro. Wladimir Golenkow aber fühlte sich schlecht, mies und kam sich vor wie ein Verräter. Am liebsten hätte er mit London telefoniert und John Sinclair gewarnt, aber die Gespräche wurden abgehört, und so musste er es darauf ankommen lassen.

Es war der reine Zufall gewesen, dass er sich überhaupt in Moskau

befand. Eigentlich hätte er schon zum Schwarzen Meer starten sollen, um dort einen Wissenschaftler zu überwachen, aber er hatte den letzten Bericht noch schreiben müssen und war dadurch aufgehalten worden.

Das rächte sich nun.

Keine Sekunde länger hielt es ihn in diesem Bau. Er wollte und musste raus, auch wenn es verdammt kalt geworden war. Den Flugplan hatte er im Kopf. Er würde in der Nacht noch nach Leningrad starten, aber zuvor brauchte er frische Luft.

Die Wachen grüßten ihn. Am Ausgang musste er sich legitimieren, dann hatte er freie Bahn.

Er wollte zu Fuß gehen und sich anschließend ein Taxi nehmen.

Das klappte in der Nacht besser als tagsüber.

Bevor er ging, warf er noch einen langen Blick an der Fassade des wuchtigen Hauses hoch, wo der KGB seinen Sitz hatte. Es waren noch zahlreiche Fenster erleuchtet. Besonders hell kam ihm das Licht hinter einer Scheibe im dritten Stock vor. Dort hatte Oberst Tschigin sein Büro. Er stand am Fenster und schaute hinaus.

»Du kotzt mich an, du Fossil!«, keuchte Wladimir und ballte seine rechte Hand zur Faust. Fast fluchtartig lief er weiter. Sein Ziel lag ungefähr einen Kilometer entfernt. Es war eine Kneipe. Niemand wusste dort, welchem Job er tatsächlich nachging. Er hatte den Stammgästen und dem Wirt erklärt, dass er als Ingenieur für eine Stahlfirma arbeitete und oft auf Montage geschickt wurde.

Das Lokal lag in einem Keller. Um den Eingang zu erreichen, musste der Gast eine geschwungene Treppe hinter sich lassen.

Gesang, Musik und Stimmenwirrwarr empfingen den Agenten.

Wenn jemand eine russische Seele zitierte, so konnte er sie in dieser Kellerkneipe erleben, wo die Gäste an einfachen Tischen saßen oder auf Holzbänken an der Wand. Eine vorsintflutliche Musikbox spielte, und viele Gäste sangen mit.

Wladimir wurde als Stammgast begrüßt. Durch Schulterklopfen, Händeschütteln oder Winken. Bis zum Schanktisch kämpfte er sich durch, sah den schnauzbärtigen Wirt, dessen Wiege irgendwo am Schwarzen Meer gestanden hatte, und bekam sofort ein Glas mit Wodka zugeschoben.

Es war zwar offiziell nicht erlaubt, aber wer hier regelmäßig verkehrte, der erhielt, was er wollte.

»Lange nicht gesehen, Gospodin«, sagte der Wirt. »Du warst bestimmt zwei Wochen weg.«

»Ja.«

»Und wo hat dich Brüderchen Wind hingetrieben?«

Wladimir nahm einen Schluck Wodka aus dem Wasserglas. Dabei ließ er sich eine Ausrede einfallen. »In den Westen!«

»Was?«, schrie der Wirt und bekam glänzende Augen.

»Nicht so, wie du denkst. Polen.«

Der Schnauzbart winkte ab. »Dort ist es ja noch schlimmer als in Sibirien. Nein, nach Polen will ich nicht.«

Andere Gäste hatten ebenfalls von dem Dialog einiges mitbekommen. Sie begannen, über Polen zu erzählen und darüber zu kritisieren. Wladimir hörte zwar zu, er schaltete jedoch auf Durchzug und starrte in den halbblinden Spiegel, wo er einen knochig wirkenden, hochgewachsenen Mann mit blonden, gescheitelten Haaren sah. Er hatte die blauen Augen der Nordländer. Seine schmale Nase hatte einen leichten Höcker und war ein wenig gekrümmt.

Erst als er die Mädchenstimme hörte, drehte er sich nach rechts.

Eine neue Kellnerin wirbelte heran. Sie war ziemlich klein, aber proper. Dazu schwarzhaarig und mit der tiefen Bräune des Südens versehen. So sahen auch die Mädchen aus dem Orient aus. Sie sprach Russisch wie eine Fremdsprache.

»Neu hier?«, fragte Wladimir.

»Seit einer Woche.«

»Willkommen. Wie heißt du?«

»Saskia.«

»Ich bin Wladimir. Trinkst du ein Glas mit mir?«

»Nein, keinen Schnaps. Ich kann ihn nicht vertragen. Aber ich habe Wein mitgebracht. Er ist vorzüglich. Willst du ein Glas probieren?«

»Sicher. Wir nehmen eine Flasche.« Wladimir leerte sein Glas und fluchte innerlich.

Er befand sich in einer Leck-mich-Stimmung. Am liebsten hätte er alles hingeworfen. Er kam sich vor wie jemand mit dem Kainsmal des Verräters auf der Stirn. Auch diesen Leuten hier musste er etwas vorspielen. Hätten die seinen wahren Job gekannt, er hätte sich nicht mehr blicken lassen dürfen. Wenn Menschen andere Menschen mit Verachtung strafen, tut das sehr weh.

So aber hatte der Wirt den Wein geholt, und Wladimir trank das erste Glas des herben Roten.

Saskia hielt mit. Sie teilten sich die Flasche, tranken Brüderschaft, und Wladimir hatte glänzende Augen, als er das Lokal verließ und in die Kälte des späten Abends hinaustrat.

In der Kälte überkam ihn wieder das heulende Elend. Am liebsten wäre er mit dem Kopf gegen die Mauer gerannt, so sauer war er. Er, Wladimir Golenkow, hatte einen Freund verraten.

Der Russe hätte schreien können. Er stand auf dem Gehsteig, hatte die Hände geballt, seine Augen glänzten, dann sank sein Kopf nach vorn. Fahrig strich er über die Stirn.

Ein anderer hätte es sicherlich nicht als Verrat angesehen. Aber das Kloster, um das es John Sinclair ging, stand zwar noch, war aber im

Laufe der Jahre umfunktioniert worden.

Jetzt befand sich darin eine Schule.

Allerdings eine besondere. Dort wurde der Agentennachwuchs des KGB ausgebildet.

***

Den Wald hatte man abgeholzt, weil die Planer es vorgezogen hatten, das Kloster in ein deckungsfreies Gelände zu stellen, um mögliche Saboteure sofort erkennen zu können. Wo früher die Mönche in den Zellen gebetet hatten, befanden sich heute die Räume der auszubildenden Agenten. Bei den Mönchen war das Leben wenigstens nach außen hin spartanisch gewesen. Davon hatte der KGB viel übernommen.

Auch die jungen Männer, die das Handwerk eines Agenten erlernten, hatten es nicht leicht. Zwar war die Technik die modernste, die die UdSSR zu bieten hatte, das musste von der Ausbildung her einfach sein, aber Zucht und Ordnung in dem »Kloster« bestanden aus hartem Drill.

Das hieß: Wecken in aller Früh, danach Sport, anschließend das erste Essen. Der Unterricht, der sich bis zum Mittag hinzog, folgte.

Am Nachmittag kamen die Knochenbrecher an die Reihe. Das waren die Ausbilder, die den Männern beibrachten, wie man tötete oder gegnerische Angriffe erfolgreich abwehrte. Wer diese Schule durchgemacht und verlassen hatte, konnte sich mit gutem Gewissen als Spezialist bezeichnen.

Auch am Abend gab es so gut wie keine Freizeit. Meistens wurden politische Vorträge angehört oder Diskussionsrunden veranstaltet, die jedoch sehr einschienig verliefen. Hin und wieder zeigte man einen Film, gedreht von Leuten des KGB im Einsatz. In dieser Filmstunde schloss so mancher Schüler ein oder zwei Augen, um ein Nickerchen zu machen.

An Frauen war während der Ausbildungszeit überhaupt nicht zu denken. Keiner der Schüler konnte das Kloster allein verlassen.

Wenn frei war, ging man in der Gruppe und stand ständig unter Aufsicht. Alkohol war sowieso verpönt. Wer mit einer Fahne erwischt wurde, flog.

Auch Kehmet Ascharow gehörte zu den Schülern. Und sogar zu den eifrigsten, denn er hatte die Hänseleien wegen seiner Person erlebt. Die anderen erkannten ihn, den Mann aus dem Süden, nie so recht an und nannten ihn, wenn kein Vorgesetzter in der Nähe war, nur den Orientalen. Das ärgerte ihn. Bei der Kampfausbildung hatte Kehmet Ascharow es manchem schon so hart zurückgezahlt, dass ein Ausbilder dazwischengehen musste, sonst hätte es womöglich noch Verletzte gegeben.

Der Schulleiter war ein hochdekorierter Offizier namens Oberst Tschigin. Er durfte sich keinen Fehler erlauben, wollte er nicht die Versetzung in die Taiga riskieren. Dementsprechend streng war sein Regime. Das hatte auf die Lehrer und Ausbilder abgefärbt, sodass sich die Schüler manchmal vorkamen wie Marionetten.

Ascharow machte das nichts aus. Er war einer der Eifrigsten und wollte in allen Fächern nur Bestnoten erringen. Auch an diesem Abend, als ein Film über die Freiheitskämpfer in Afghanistan lief, schaute er zu, während andere schon eingenickt waren.

Natürlich wurde der Film mit den entsprechenden Kommentaren unterlegt. Die hier Versammelten glaubten alles, denn einige von ihnen würden dorthin versetzt werden, um das harte Leben am eigenen Leibe kennen zu lernen. Da musste man, völlig auf sich allein gestellt, hinter der Front arbeiten. Kehmet Ascharow, der Fünfundzwanzigjährige, der es beim Militär bis zum Leutnant gebracht hatte, hatte sich schon freiwillig für diesen Einsatz gemeldet, denn ihm nahm man wegen seines Aussehens den Afghanen ab.

Der Raum war kaum geheizt. Hitze erzeugt Müdigkeit, und müde sollte keiner der Schüler werden. Das eintönige Summen des Projektors überlagerte manche Atemgeräusche der Männer, wenn aus den beiden Boxen mal kein Ton in den Raum drang.

Mit einem markigen Kommentar endete der Film. Wie immer wurde der Westen beschimpft, und auch die müdesten Schüler erwachten, als plötzlich das kalte Licht unter der Decke aufflammte.

Die Leute hatten sich so in der Gewalt, dass man ihnen das Nickerchen nicht ansah. Kerzengerade saßen sie auf ihren Stühlen.

Es war genau 21.30 Uhr. In einer halben Stunde hatten alle in ihren Betten zu liegen. Wer wollte, konnte zuvor noch duschen.

Kehmet Ascharow wollte unter die kalten Wasserstrahlen. Er härtete sich ab, denn er wusste, was später auf ihn zukommen würde. Als einer der Ersten verließ er den Saal. Die Schüler eilten entweder zu ihren Zellen oder in die große Duschanlage. Auch hier war Kehmet einer der Ersten.

Er schlüpfte aus seiner grün-grauen Uniform und stellte das Wasser auf kalt. Heiß wurde es sowieso nie. Auch eine Schikane der Ausbilder, die ihre Duschen woanders hatten, wahrscheinlich mit warmem Wasser. Zwei »Schulkameraden« stellten sich zu ihm. Sie rahmten Kehmet ein. Und sie sprachen ihn an. Einer aus ihrer Gruppe war vor wenigen Tagen geflogen. Sie hatten Kehmet in Verdacht, den Kameraden denunziert zu haben.

»Du Schwein warst es.«

Ascharow hatte die Worte gehört, aber genau in dem Augenblick die Augen geschlossen gehabt. So traf ihn der Tritt zwischen die Beine völlig unvorbereitet. Er fiel auf die Fliesen, krümmte sich und fluchte

wild.

Der Zweite trat noch einmal zu. Diesmal in den Rücken. »Du verdammter Verräter!«, zischte er dabei und ging.

Auch der Erste verschwand. Sie ließen Ascharow zurück, auf dessen Körper die kalten Wasserstrahlen prasselten. Die Haut wurde allmählich blau.

Der Russe war zäh. Er blieb nicht liegen und schrie um Hilfe. So etwas tat man in dieser Schule nicht. Zudem hatte er eine harte, militärische Ausbildung hinter sich, und da war er auch nicht mit Samthandschuhen angefasst worden.

Er kroch erst mal aus dem Umkreis der kalten Wasserstrahlen.

Auf die Wand bewegte er sich zu, stützte sich dort ab und zog sich in die Höhe. An einem Handtuchhalter hielt er sich fest. Mit einem olivfarbenen Lappen trocknete er sich leidlich ab, griff nach seiner Hose und stieg hinein.

Besonders stark hatte ihn der erste Tritt getroffen. Bei jeder Bewegung brannte sein Leib. Über Ascharows Lippen drang kein Laut. Er hatte es gelernt, Schmerzen nicht zu zeigen und sie zu unterdrücken. Keiner der Vorgesetzten würde eine Beschwerde hören, aber Ascharow hatte sich die beiden Kerle genau gemerkt. Irgendwann würde er mit ihnen abrechnen. Das konnte schon am nächsten Tag sein, aber auch einige Wochen dauern.

Er bewegte sich auf seine Zelle zu. Dabei ging er langsam und breitbeinig. Jeder Schritt trieb den Schmerz wieder hoch. Er musste den Gang bis zum Ende durchlaufen, um in seine Kammer zu gelangen. Noch brannte das Licht. In wenigen Minuten würden die kalten Lampen verlöschen, dann war Zapfenstreich.

Das geschah, als er die Zelle erreichte. Abgeschlossen wurde nie.

Er stieß die Tür auf und trat ins Dunkel. Auf der Schwelle blieb er wie ein witterndes Tier stehen. Es war schon vorgekommen, dass irgendwelche Leute in der Zelle lauerten, um jemandem die entsprechende Abreibung zu geben, bei Ascharow war das diesmal nicht der Fall. Die Hiebe unter der Dusche waren den Kerlen wohl genug gewesen.

Die Zelle hatte nur ein schmales Fenster. Es hielt dem Vergleich mit einer Schießscharte durchaus stand. An dem Raum war nichts verändert worden. Der KGB hatte ihn so gelassen, nur eben Strom gelegt. Ansonsten waren die Zellen kahl wie zu den Zeiten der Zarenherrschaft.

Kehmet Ascharow bewohnte eine besondere Zelle. Irgendjemand hatte ihm mal erklärt, dass genau in diesem Raum ein berühmter Magier und Mönch gelebt hatte.

Rasputin!

Er war der Star des Klosters gewesen, doch den großen Ruhm hatte

er erst errungen, nachdem er das Kloster verlassen hatte. Er war zu einem Magier und einem Günstling des Zaren geworden Ascharow kannte den Namen Rasputin zwar, er hatte sich jedoch nicht sonderlich um die Figur gekümmert. Sie hatte zwar Geschichte geschrieben, aber keine, die dem Sozialismus förderlich gewesen wäre. Sie hatte genau in die Dekadenz des untergehenden Zarenreiches hineingepasst. Aber das Kloster, in dem er und seine Brüder gelebt hatten, war ideal für die Zwecke des KGB gewesen.

Ascharow sah das kleine Fenster nur als einen helleren Ausschnitt in der Wand. Darunter stand das Bett des Schülers. Er ging gekrümmt hin und ließ sich auf das harte Lager fallen. Die Unterlage bestand aus Stroh und Decken. Beides war sehr hart, doch der Schüler war seit seiner Kindheit nichts anderes gewöhnt.

Er legte sich auf den Rücken. Auf der Seite war es einfach nicht auszuhalten gewesen. Mit brennenden Augen starrte er gegen die Decke. Sein Unterleib schmerzte, die Hüften ebenfalls. Er dachte an das morgige harte Training im Gelände. Da musste es einfach auffallen, wenn er weniger leistete. Natürlich würde man nach den Gründen fragen, aber Ascharow würde nichts sagen und die Zähne zusammenbeißen.

Doch die beiden, die ihm das angetan hatten, bekamen es zurück, das hatte er sich geschworen.

Es war ruhig im Zellentrakt. Die Schüler ruhten, Stimmen hörte Ascharow trotzdem. Die Ausbilder waren noch wach und unterhielten sich lautstark.

Sie sprachen von heißen Weibern, die sie besuchen wollten, und Ascharow hörte auch das typische Geräusch, das entsteht, wenn man mit Gläsern anstößt.

Da wurde getrunken. Sicherlich auch Alkohol, obwohl es verboten war. Die Schüler mussten sich daran halten, die Ausbilder taten es weniger. Das ärgerte Ascharow. Warum setzten sich die anderen einfach über die Regeln hinweg?

Die Schmerzen ließen ihn nicht einschlafen. Er dachte über die Dinge nach, seine Blicke glitten durch die Zelle und hoch zum Fenster an der Wand. Dort sah er ein Stück Himmel. Nur einen kleinen Ausschnitt. Ein paar Sterne, die hellgelb funkelten. Es würde wieder eine klare und kalte Nacht werden.

Und plötzlich geschah es!

Kehmet zuckte zusammen, als hätte ihn jemand geschlagen, denn er vernahm Stimmen.

Es war ein leises Raunen. Vergleichbar mit einer Ankündigung des Bösen, und dieses Raunen fuhr windstoßgleich durch den Raum, verdichtete sich, sodass der Russe plötzlich auch Wörter verstehen konnte, die gesprochen wurden.

»Wir sind zurückgekehrt. Wir haben gehört, dass er kommen wird. Ja, er wird uns helfen. Das muss er…«

Ascharow richtete sich auf. Jetzt ärgerte er sich darüber, dass er kein Licht einschalten konnte. Er hörte Stimmen.

Wer sprach dort?

Standen draußen an der Mauer vielleicht irgendwelche Ausbilder vor dem Fenster, die sich unterhielten und dabei von einem Besucher sprachen? Kehmet konnte sich das kaum vorstellen. Bei dieser Kälte musste, wer draußen stand, etwas zu verbergen haben.

Vielleicht waren es Saboteure, die den Weg zum Kloster gefunden hatten und sich jetzt unterhielten. Das wäre am schlimmsten gewesen. Dabei hatten sie alles so gut abgesichert, damit keine Spione das Kloster betreten konnten.

Und doch waren sie da.

Kehmet stöhnte. Er schwang sich vom Bett und stellte seine nackten Füße auf den Boden. Wenigstens aus dem Fenster wollte er schauen. Möglicherweise konnte er etwas erkennen und später Alarm geben.

Wieder vernahm er das Flüstern. Diesmal deutlicher als zuvor.

»Sie werden kommen und es holen. Es darf nicht in die Hände der anderen fallen. Es muss hier irgendwo sein. Ja, in seiner Zelle.«

Ascharow wunderte sich noch mehr. Er hatte sich stark auf die Stimmen konzentriert gehabt und musste nun feststellen, dass die Leute, die dort redeten, ihm unbekannt waren.

Also Saboteure!

»Wir gehen hinein.«

»Nein, wir sind schon da!«

Ascharow zuckte zusammen. Er hatte plötzlich das Gefühl, licht mehr allein zu sein. Die verdammten Stimmen befanden sich in seiner unmittelbaren Nähe.

Genau um ihn herum.

Sie waren in der Zelle!

Als er daran dachte, bekam er Magenschmerzen. Unsichtbare in der Zelle? Er glaubte nur an das, was er sah, so konnte er sich kaum vorstellen, dass jemand den Raum betreten hatte, der ihm als Heim diente. Auch in der Dunkelheit hätte er das Öffnen der Tür gesehen.

Es hätte ihm einfach auffallen müssen.

Er hockte auf seinem Lager und spürte nicht die Kälte des Steinbodens unter seinen nackten Füßen. Auch die Schmerzen waren nicht mehr vorrangig. Ihm ging es allein um die Stimmen.

Sie waren lauter geworden, obwohl sie das Flüstern beibehalten hatten. Unsichtbar mussten die Gestalten um den Schüler herumtanzen. Manchmal hatte er das Gefühl, als würde ein Windstoß durch die Zelle wehen und seine Haare bewegen.

»Wir werden es finden. Es muss hier sein.«

»Wo hat er denn gesessen?«
»An seinem Tisch!«
»Der hier steht?«
»Nein, das war ein anderer.«
»Dann ist es auch weg.«
»Er hat es im Kloster geschrieben und zwischen den Mauern versteckt. Lange Jahre war Ruhe, jetzt ist die Verbindung zwischen Baal und ihm entstanden. Andere wollen das Testament. Sie dürfen es nicht bekommen. Es muss ein Geheimnis bleiben.«
»Dann fang doch an.«
»Ja, ich suche…«
Kehmet Ascharow verstand die Welt nicht mehr. Da hatten sich welche ganz in seiner Nähe unterhalten, aber er hatte keine dieser Personen gesehen.
Und es waren nicht nur zwei gewesen, nein, mehr. Vielleicht vier.
Er stand auf. Sie suchten etwas, das stand fest. Und zwar musste ein Tisch dabei eine Hauptrolle spielen.
Ja, es gab einen Tisch, an dem er saß. Aber das war ein völlig normales Möbelstück und mit keinem Geheimnis belastet. Trotzdem wollte er nachschauen.
Dazu kam er nicht mehr.
Plötzlich sah er die Gestalt.
Sie war an der ihm gegenüberliegenden Wand entstanden. Eine Frau in prächtiger Kleidung mit einer Krone auf dem Kopf, die sie als Herrscherin auswies. So hätte früher die Zarin aussehen können oder eine Kaiserin. Er ballte die Hände, sah sich die Figur an und stellte fest, dass sie sich in der Wand aufhielt.
Ascharow begann zu grinsen. Es war einfach ein Ausdruck seiner Gefühle, er hätte ebensogut heulen können, beugte sich vor und ging geduckt und mit ausgestrecktem Arm auf die Gestalt zu.
In der Wand stand sie.
Ein Geist.
»Wer bist du?«, sprach er sie an. »Verdammt, wer bist du? Und wo kommst du her?«
Die Frau in der Wand zeigte sich irritiert. Sie gab keine Antwort.
Vielleicht war sie es nicht gewohnt, von einem Menschen angesprochen zu werden. In ihrem bleichen Gesicht regte sich nichts. Kein Gefühl zeigte sich dort.
Sie blieb starr.
Und Kehmet wollte es wissen. Er hatte nie an Geister geglaubt, obwohl in seiner Heimat der Aberglaube weit verbreitet war. Doch er konnte nur darüber lachen. Auch hier glaubte er an einen Scherz, den er aus seiner Zelle vertreiben wollte.
Etwas schwerfällig setzte er die Beine voreinander und warf sich

plötzlich gegen das Gestein, wo sich die Gestalt abzeichnete. Er prallte gegen die harte Wand, hatte aber das Gefühl, sie dort noch kälter zu erleben, als sie es tatsächlich schon war.

Eine unnatürliche Eiseskälte kroch durch die Finger, sodass er sich gezwungen sah, seine Hände so rasch wie möglich zurückzuziehen.

Ein Spuk!

Dieser Begriff kam ihm in den Sinn, aber dann war wieder die flüsternde Stimme, die ihm entgegenschwang. »Willst du uns daran hindern, unsere Pflicht zu tun?«

Ascharow stand gebückt und starr. In seinem Kopf rotierte es, denn er hatte die Stimme zwar gehört, aber ihm war auch bewusst geworden, dass nicht die prächtig ausstaffierte Geisterfrau gesprochen hatte, sondern eine andere Person.

Aber wer und wo?

Ascharow drehte sich um.

Er tat es sehr langsam und spürte auf seinem Rücken den Schauer der Gänsehaut.

Und er sah den Gehenkten!

In der jetzt vor ihm liegenden Wandfläche zeichnete sich die Gestalt des Unheimlichen ab. Er hing am Galgen. Die Schlinge war um seinen linken Knöchel geschnürt worden. Er hing mit dem Kopf nach unten, seine Arme pendelten hin und her. Dabei öffneten und schlossen sich die Hände. Dieses Spiel beobachtete Ascharow fasziniert, bis zu dem Augenblick, wo die Pranken Zugriffen.

Es war ein blitzschneller und harter Griff, dem er nicht entkommen konnte. Er spürte noch die Kälte an seinem Hals, dann griffen die Finger zu und ließen nicht mehr los.

Sie kamen dem Russen vor wie kaltes Eisen, er konnte sie nicht wegbiegen.

Kehmet röchelte. Es war mehr ein letztes Aufbäumen, bevor ihn die Schwärze des Todes umfing.

Eine alte Rache hatte ihr erstes Opfer gefunden.

***

In Leningrad war es viel kälter als in London. Als wir aus der Maschine stiegen, hatte ich das Gefühl, der Atem würde vor meinen Lippen gefrieren. Auch Lady Sarah Goldwyn stöhnte unter der strengen Witterung.

»Wärst du mal zu Hause am warmen Ofen geblieben.« Diese Bemerkung konnte ich mir nicht verkneifen, doch Lady Sarah schüttelte den Kopf.

»Das stimmt nicht. Ich fühle mich hier ebenso wohl. Ich muss mich nur an die Kälte gewöhnen.«

»Und wie lange dauert das?«, fragte Suko.

»Keine Sorge, so schnell kriegt man mich nicht klein.«

Das nahm ich der Horror-Oma ohne weiteres ab. Sie war schon immer etwas Besonderes gewesen. Ich stellte den Kragen meines Burberry hoch. In den Mantel hatte ich das Winterfell geknöpft, so drang der kalte Wind wenigstens nicht bis auf meine Haut.

Wir waren avisiert worden. Wie ich Wladimir Golenkow kannte, würde er uns am Flughafen erwarten, und dem war auch so. Zwei Uniformierte rahmten uns nach der Gangway ein und baten uns zu einer Limousine.

Wir fügten uns.

Der Wagen stand in der Nähe. In seinem Innern war es bullig warm. Das Fahrzeug rollte an. Es fuhr in einem großen Bogen weiter und näherte sich einem Seitentrakt des Flughafengebäudes.

Über uns lag ein grauer Himmel. Die Wolken sahen aus wie ein düsteres Meer. Es hatte schon geschneit.

Die Fahrt dauerte nicht lange. Schon bald stoppten wir vor einer breiten Glastür. Dahinter befand sich ein Flur, von dem einige Büros abzweigten. Schon die erste Tür war unser Ziel. Einer der Soldaten klopfte, und ich vernahm eine mir bekannte Stimme.

Wir durften eintreten.

Wladimir Golenkow erwartete uns. Er strahlte, er lächelte, dennoch kam mir alles vor wie eine Maske, als hätte man ihn zu diesem Gefühlsausbruch gezwungen.

»John, ich freue mich, dich zu sehen.« Er umarmte mich, dann war Suko an der Reihe, und schließlich auch Lady Sarah, die wir ihm vorgestellt hatten.

Der Russe hatte sich nicht verändert. Noch immer zeigte sein gescheiteltes Haar die flachsblonde Farbe, das Gesicht wirkte nach wie vor knochig, aber unter seinen Augen lagen dicke Ringe, die ich bei ihm noch nicht gesehen hatte.

»Du siehst schlecht aus, Wladimir«, sagte ich. »Hast du Ärger gehabt?«

Er hob die Schultern. »Es geht, hält sich in Grenzen. Ich war in der letzten Zeit eben viel unterwegs. – Wollen wir fahren?«

»Sicher. Zum Kloster?«

»Ja. Da warten sie bereits auf uns.«

Ich wurde misstrauisch. »Das verstehe ich nicht. Ist das Kloster denn bewohnt?«

»Eigentlich ja.« Er nickte und knetete seine Hände.

»Aber bestimmt nicht von Mönchen«, sagte Lady Sarah dazwischen.

»Nein, es ist eine Schule darin.«

»Das Vampir-Internat lässt grüßen«, meinte Suko.

»Wie?«, fragte der Russe.

Ich schlug ihm auf die Schulter. »Nichts, mein Lieber. Gar nichts.

Lass uns fahren.«

»Ja.« Er drehte sich um und sah nicht, dass mir Suko einen nachdenklichen Blick zuwarf. Auch meinem Freund schien der Russe nicht geheuer zu sein.

So machten wir uns auf den Weg. Lady Sarah hatten wir in die Mitte genommen. Golenkow ging vor. Ich kannte ihn als einen Action-Mann. Er war immer jemand gewesen, der es nicht erwarten konnte, in den Kampf zu gehen.

Heute wirkte er müde. Sein Gang war gebeugt. Er schaute nicht nach vorn, sondern mehr zu Boden, und das kam mir ungewöhnlich vor. Diesen Mann bedrückte etwas.

Wir traten wieder in die Kälte. Über uns befand sich ein Dach.

Deshalb stand auch der große, schwarze Wagen etwas geschützter.

Seine Scheiben waren eisfrei.

Wladimir schloss die Türen des Volvo auf. Es war ein großes Modell der 700er Reihe. Suko und Lady Sarah stiegen freiwillig in den bequemen Fond, ich nahm auf dem Beifahrersitz Platz.

Bevor Wladimir startete, lächelte er mir noch kurz zu. Und auch dieses Lächeln sah gequält aus. Ich wollte ihn während der Fahrt zu unserem Ziel auf seine Sorgen ansprechen, falls er nicht von selbst damit anfing.

Der Volvo rollte über eine landebahnähnliche Piste und danach auf einen Seiteneingang zu.

Aus den grauen Wolken schob sich ein silbriges Etwas. Eine Maschine, die zur Landung ansetzte. Vor einem großen Tor mussten wir anhalten. Es erfolgte eine Kontrolle, Wachtposten musterten uns scharf, aber wir konnten passieren.

»Die sehen aus, als würden sie uns am liebsten fressen«, meinte Lady Sarah und drehte sich noch einmal um.

»Auch sie ärgern sich, dass sie in der Kälte stehen und Dienst schieben müssen«, kommentierte Golenkow.

»Und wie geht es dir?«, fragte ich.

Der Russe legte die Stirn in Falten. »Nicht besonders«, gab er zu.

»Wirklich nicht besonders.«

»Du hast Ärger?«

»Nicht direkt. Im Gegenteil. Ich habe alles getan, was man von mir verlangte.«

Das verstand ich nicht, fragte aber zunächst nicht weiter.

Die Straße führte schnurgerade in eine flache Landschaft hinein und weg von der großen Stadt Leningrad. Ich hatte das Gefühl, als würde sich vor meinen Augen die Weite des russischen Kontinents öffnen.

Es war einfach toll, aber man konnte sich auch verloren vorkommen.

»Jetzt mal raus mit der Sprache, Towarischtsch!«, sagte ich. »Was bedrückt dich? Du bist so anders als sonst?«

»Das sieht man mir an?«
»Ja.«
Wladimir lachte. »Ich habe Freunde verraten.«
»Oh. Denunziert?«
»Nicht direkt. Aber diese Freunde seid ihr.«
Das war ein Schlag unter die Gürtellinie. »Wieso?«, hörte ich die Stimme der Horror-Oma aus dem Fond.
»Es ist ganz einfach, wenn man es weiß. Du hast in meinem Büro angerufen. Ich konnte nicht unkontrolliert telefonieren. So hat man dann gehört, was wir beide sprachen, John.«
»Das war doch nicht schlimm.«
Der Russe lachte auf und strich über sein glattes Haar. »Nicht schlimm. Der Kerl, der zugehört hat, war mein direkter Chef, ein unheimlich scharfer Hund, der sich keinen Fehler leisten darf, weil er sonst in die Taiga versetzt wird. Oberst Tschigin.«
»Kenne ich nicht.«
»Kann ich mir vorstellen, John. Du bist auch nicht bei eurem Geheimdienst angestellt. Wenn du den Namen bei den entsprechenden Leuten erwähnst, werden sie hellhörig.«
»Was ist das denn für ein großer Meister?«, wollte Lady Sarah wissen.
»Er ist KGB-Mann wie ich. Und gleichzeitig Agenten-Ausbilder. Zudem Leiter einer Schule.«
»Na und?«
Wladimir lachte. »Ihr begreift nicht, weil ihr nicht begreifen könnt.«
»Dann kläre uns auf«, verlangte ich.
Golenkow steuerte nur mit einer Hand. »Es ist nicht einfach«, begann er. »Wir sind da in eine Sache hineingeraten, die an den Grundfesten des Sozialismus rüttelt, wenn ich Tschigin zitiere. Wie gesagt, das ist nicht meine Ansicht.«
»Und weshalb rütteln wir daran?«
»Weil ihr in das alte Kloster wollt.«
»Das ist doch nichts Schlimmes.«
»Doch, verdammt!«, rief Golenkow. »Es ist schlimm. Dieses Kloster steht noch. Es wird auch benutzt. Aber nicht mehr von Mönchen wie früher, sondern von Leuten des KGB. Ich will es noch genauer sagen. Das Kloster ist eine KGB-Schule, die unter der Leitung des von mir erwähnten Oberst Tschigin steht.«
Nach diesen Worten war es zunächst einmal still. Bis sich Lady Sarah wieder meldete. »Ach, du Scheiße«, sagte sie. »Auch das noch. Ein Kloster als KGB-Brutstätte. Das darf doch nicht wahr sein.«
»Es ist aber wahr.«
»Du kannst ruhig weitersprechen, Wladimir.«
»Ich fühle mich als Verräter euch gegenüber.«
»Rede doch keinen Unsinn«, sagte Suko.

»Wenn es nach mir ginge, würde ich euch in die nächste Maschine setzen und nach London zurückfliegen lassen. Das aber ist nicht möglich, ich muss euch zum Kloster schaffen und damit unter die Kontrolle des Oberst Tschigin. Er hat unser Telefongespräch mitgehört, John. Du glaubst kaum, was das für ihn alles bedeutet hat. Er freute sich fast ein Bein ab. Dass ihr in das Kloster wolltet, ist für ihn nur eine Bestätigung. Ihr seid nicht auf Geisterjagd, sondern für ihn nichts anderes als miese, dreckige Spione und Saboteure.«

»Was geschieht denn mit denen?«, fragte Sarah Goldwyn.

»Sibirien ist groß.«

»Das weiß ich«, erwiderte ich trocken. »Ich habe dort mal Werwölfe gejagt.«

»Dann kannst du dir dein Schicksal ja ausmalen.«

Ich drehte mich um und blickte in die Gesichter der beiden hinten Sitzenden. »Wie siehst du die Sache, Suko?«

»Wir fahren hin.«

»Es bleibt uns auch nichts anderes übrig«, erwiderte Wladimir.

»Was meint ihr, was geschieht, wenn wir jetzt einen Rückzieher machen. Die würden uns jagen wie Hasen.«

»Das kann ich mir vorstellen«, sagte ich.

»Auch auf mich würden sie keine Rücksicht nehmen«, erklärte Wladimir. »Ich bin austauschbar. Wenn Tschigin euch hat, heften sie ihm noch einen Orden an die feiste Brust.«

»Wir werden der Sache gelassen ins Auge sehen.«

»Da ist noch etwas, das du wissen solltest, John«, fuhr der Russe fort. »Im Morgengrauen erhielt ich einen Anruf aus dem ›Kloster‹. Dort ist in der Nacht etwas passiert. Es hat einen Toten gegeben.«

»Wie?«

»Jemand starb. Einer der Schüler. Er wurde erwürgt.«

»Von wem?«

»Das ist die Frage. Es gibt keine Spuren, es gibt kein Motiv, keine Hinweise. Man fand ihn tot in seiner Zelle. Die Leute dort stehen vor einem Rätsel. Natürlich drang nichts nach außen. Nur ich habe davon erfahren und muss den Mund halten. Das Kloster steht gewissermaßen unter Quarantäne. Und dort ausgerechnet fahren wir hin. Könnt ihr euch jetzt meine Begeisterung vorstellen?«

Das konnten wir, aber wir beschäftigten uns auch gedanklich mit dem Tod des Schülers.

Suko sprach das aus, was ich dachte. »Wenn sich keine Spuren finden lassen, könnte es doch sein, dass dieser Mann durch eine Person umgekommen ist, die man als Dämon oder Geist bezeichnen kann.«

»Sag das mal Tschigin.«

»Aber es kann sein. Das Kloster birgt ein Geheimnis. Es hat jahrelang geruht. Wir haben daran gerüttelt. Es kann durchaus sein, dass Kräfte

frei geworden sind, die sich gegen die Menschen stellen und eiskalt zuschlagen.«

»Ja, das ist möglich. Ich glaube es ja, aber Tschigin…« Er hob die Schultern und fügte einige Worte hinzu, die uns noch nachdenklicher werden ließen. »Dieser Mann, der erwürgt worden ist, er heißt übrigens Kehmet Ascharow, hat in der Zelle gewohnt, die einmal dem großen Magier gehörte, Rasputin.«

»Sieh mal an!«, sagte Sarah Goldwyn. »Sollte sich da ein gewisser Kreis schließen?«

»Möglicherweise ist Rasputin sogar der Mörder«, vermutete Suko.

»Aber er ist tot!«, hielt Wladimir dagegen.

»Im Prinzip, ja. Nur existiert sein Geist noch. Der beste Beweis dafür ist John Sinclairs Kreuz, das von Rasputin manipuliert wurde. Daran sollten wir denken.«

Golenkow nickte und schüttelte gleichzeitig den Kopf. »Ich begreife das alles nicht. Wie schon bei den Zombies vom Roten Platz oder bei den schwebenden Leichen von Prag.«

»Wird schon werden«, sagte ich grinsend.

»Verdammt, John, du nimmst das zu leicht. Du kennst diesen Tschigin nicht. Das ist ein Schwein.«

»Wenn schon. Sollten in dem Kloster tatsächlich Dinge vorgehen, die tief in der Vergangenheit ihren Ursprung haben, wird auch einem Oberst Tschigin Hören und Sehen vergehen, das kannst du mir glauben. Wir lassen es darauf ankommen.«

»Klar. Es bleibt uns nichts anderes übrig. Ich will es mal so sagen, obwohl ich es nicht darf. Wenn wir das Kloster erreicht haben, werdet ihr in getrennten Räumen untergebracht und einzeln zu den Verhören geholt. Da macht euch auf etwas gefasst.«

»Gewalt?«, fragte die Horror-Oma.

»Glaube ich nicht. Es gibt subtilere Methoden. Man wird euch sogar die Waffen lassen, aber trotzdem seid ihr Gefangene des Klosters. Chancen, dort rauszukommen, gibt es nicht. Die Überwachung ist perfekt. Außerdem hat sich Tschigin etwas Besonderes einfallen lassen.«

»Was ist es denn?«

»Lasst euch überraschen.«

Wir fragten nach dem Weg und nach der noch vor uns liegenden Fahrstrecke.

»Unser Ziel werden wir noch im Hellen erreichen. In einer Stunde sind wir da.«

Wir rollten durch eine Tiefebene. Der Schnee lag wie ein weißes Tuch auf den Wiesen. Ich hatte das Gefühl, als hätte die Natur ihr Totenhemd angezogen.

Ich bot Wladimir eine Zigarette an. Er nahm sie, und ich sah, dass

seine Hände zitterten. Dieser Verrat uns gegenüber hatte ihn innerlich aufgewühlt. Ein Mensch war zwischen Freundschaft und Pflicht hin- und hergerissen worden.

Er wollte noch Details über den Fall wissen. Ich berichtete ihm das, was ich verantworten konnte.

»Immer wieder Rasputin«, sagte Golenkow. »Dieser Name liegt wie ein Fluch über uns. Ich dachte, wir hätten nach seinem Ableben vor ihm Ruhe.«

»Leider nicht.«

»Und jetzt greift er sogar dein Kreuz an.«

»Ja, durch einen Helfer, den Götzen Baal, mit dem er in Verbindung stand. Das ist auch mir neu gewesen, aber ich besitze von Baal ebenfalls ein Pfand, den Opferdolch. Mal sehen, ob ich ihn zu unseren Gunsten einsetzen kann.«

Nach dieser Erklärung versickerte das Gespräch. Auch der Fahrer musste sich konzentrieren. Der Weg war schmaler geworden und wich einem kleinen Hügel aus. Wladimir erklärte uns, dass wir die Umgebung des Klosters schon fast erreicht hatten.

Es dauerte nicht lange, da sahen wir den Bau. Obwohl wir noch relativ weit entfernt waren, konnten wir ihn gut erkennen. Das lag an den äußeren Bedingungen.

Hinter den Mauern stand ein brandroter Sonnenball. Kraft besaßen die Strahlen der Sonne nicht mehr, aber die Umrisse des Klosters zeichneten sich trotzdem deutlich ab.

Es war ein regelrechter Koloss. Sehr breit und wuchtig. Nicht sehr prachtvoll angelegt, mehr zweckmäßig und im Rechteck gebaut.

Wahrscheinlich befand sich hinter den dicken Mauern ein großer Innenhof. Ich konnte mir vorstellen, dass sich dieses Gebäude sehr leicht als KGB-Schule hatte umfunktionieren lassen.

So etwas wie einen Turm gab es auch. Und zwar an der Westseite ragte ein viereckiger Klotz über das Mauerwerk hinweg, auf dessen Dach helle Antennen blitzten.

»Wenn die einzelnen Zellen noch so primitiv wie früher sind«, erklärte Wladimir, »an Elektronik ist einiges eingebaut worden. Zudem gibt es eine vom normalen Stromnetz unabhängige Energieversorgung.«

»Man kann dort also leben.«

»Ja, John, man kann.« Er lachte leise.

Große Schrifttafeln, deren Text ich nur erraten konnte, wiesen darauf hin, dass wir uns einem militärischen Sperrgelände näherten.

Das Gelände vor dem Kloster wirkte so, als wäre es rasiert worden. Braune Erde, die an einigen Stellen noch Schneeflecken zeigte. Auf den Spitzen der Mauern sah ich jetzt kleine Postenhäuschen, aus denen wir beobachtet wurden.

»Die hatten uns schon lange im Visier«, erklärte Wladimir.

»Wenn mans nicht weiß, ist es nicht tragisch.« Wir fuhren die letzten Meter und stoppten.

Das Tor war nachträglich eingebaut worden. Es bestand aus armdicken Gitterstäben. Dahinter lag ein großer Hof, über den Kommandos schallten. Ich sah zwei Wachhäuschen dicht hinter dem Tor, das sich plötzlich aufschob, als würde es von Geisterhänden bewegt.

Wir hatten freie Fahrt.

Ein Uniformierter, der mit einer Maschinenpistole bewaffnet war, winkte uns nach links.

Ich verspürte leichtes Magendrücken. Egal ob Soldaten oder Grenzbeamte, Uniformen mochte ich nicht besonders. Sie konnten einen Menschen völlig verändern.

Wir fuhren einen Bogen und stoppten neben einer Treppe, die sehr breit und wuchtig aussah. Sie endete an einer Bogentür. Über ihr standen ebenfalls Schriftzeichen im Mauerwerk.

»Dann wollen wir mal aussteigen«, sagte Wladimir und sah mich noch einmal an. »Ich halte zu euch, trotz allem. Klar?«

»Sicher.«

Wir verließen den Volvo. Ich hinter unserem Fahrer. Suko war Lady Sarah behilflich, die sich über ihre Knochen beschwerte, die während der Fahrt steif geworden waren.

Mein Blick glitt über den großen Innenhof. Er war sehr trist. Ein richtiger Exerzierplatz. Eine Gruppe Schüler stand am anderen Ende und hörte auf die bellenden Kommandos eines Ausbilders, der wie ein kleiner König vor ihnen stand.

Es führten auch Fenster zum Innenhof hin. Hinter einigen brannte Licht. Die Umrisse eines Menschen zeichneten sich jedoch an keinem der Rechtecke ab.

Uns war nicht entgangen, dass man uns mittlerweile eingekesselt hatte. Vier Soldaten mit angeschlagenen Maschinenpistolen umstanden uns in einiger Entfernung, Sie trugen lange Mäntel und auf den Köpfen Pelzkappen. Der Sowjetstern blinkte an der Vorderseite der Kappen wie ein Fanal.

»Die sehen aus wie frierende Zombies«, meinte Lady Sarah, als sie sich die Soldaten anschaute. »Widerlich.« Sie zog die Nase hoch.

»Eigentlich wollte ich ja in die Wärme. Die Russen sollen doch so gastfreundlich sein. Davon habe ich hier noch nichts bemerkt.«

»Wird schon noch kommen!«, tröstete Suko sie.

Lange brauchten wir nicht zu warten. Die Bogentür am Ende der Treppe öffnete sich. Wladimir Golenkow erschien dort. Er winkte uns nur knapp zu.

Wir hatten das Zeichen verstanden und schritten die Stufen hoch.

Als wir den KGB-Mann passierten, sah ich, dass er blasser geworden war. »Tschigin ist in Hochform«, flüsterte er. »Der Kerl hat noch immer keine Spur des Mörders gefunden.«

»Das wird ihm auch kaum gelingen«, gab ich ebenso leise zurück, bevor ich den düsteren Gang betrat, in dem es nach Bohnerwachs und Büro roch. Hier musste die Leitung der KGB-Schule untergebracht sein.

An den Wänden hingen die Bilder der führenden Sowjetpolitiker, natürlich auch ein übergroßes Foto von Lenin.

Lady Sarah hatte sich bei mir eingehakt. Suko ging hinter uns. An einem Heizkörper gingen wir vorbei und betraten danach das Büro des Schulleiters Oberst Tschigin.

Man hatte ihn mir zuvor nicht beschrieben, aber so ungefähr hatte ich mir den Knaben vorgestellt. Nicht sehr groß, eher klein. Ein Mongole, mit einem breiten Gesicht und einer blaugrau schimmernden Haut, die sogar einen Stich ins Violette hatte, was aber an der Deckenleuchte liegen konnte, die ihr Licht fächerförmig verteilte.

Er grinste uns an. Ja, ein Lächeln war es nicht, nur ein kaltes Grinsen, das die Freude über seinen tollen Fang nicht verbergen konnte. Wladimir schloss die Tür.

Ich drehte den Kopf und sah, dass er sich von innen dagegen gelehnt hatte.

Tschigin stand hinter seinem Schreibtisch. Es gab nur einen Besucherstuhl. Lady Sarah wollte dem Offizier den Schneid abkaufen und sagte spitz: »In zivilisierten Ländern ist es üblich, dass man Damen einen Sitzplatz anbietet.«

Tschigin grinste nicht mehr. »Sie werden bald lange genug sitzen können, Mrs Goldwyn«, erwiderte er in einem leidlich guten Englisch. »Jetzt aber rede ich.«

»Bitte.«

Er beugte sich vor und stemmte seine Hände gespreizt auf den peinlich aufgeräumten Schreibtisch. »Sie haben es sich zu einfach gemacht«, erklärte er, »viel zu einfach. Sie sind in unser Land gekommen, um zu spionieren. Ausgerechnet dieses Kloster, das eine der besten Schulen beherbergt, wollten Sie auskundschaften.«

Ich konnte nicht mehr an mich halten. »Reden Sie doch keinen Unsinn, Tschigin! Sie wissen genau, dass es nicht stimmt. Wie kann man nur so verbohrt oder in seiner Ideologie verstrickt sein? Was Sie uns da erzählt haben, glauben doch nur Idioten!«

Tschigin wurde bleich. Ich hatte das Gefühl, als würde es ihn vor Wut jeden Augenblick zerreißen. Dann drosch er mit seiner flachen Rechten auf den Tisch, dass es knallte. »Was Sie da gesagt haben, Sinclair, reicht für eine Haftverschärfung.«

»Und weswegen klagen Sie uns an?«

»Spionage, Sabotage, Infiltration.«
»Nicht Mord?«, fragte ich beinahe sanft.
Der Mund des Offiziers klappte zu. »Was meinen Sie denn damit?« erkundigte er sich lauernd.
»Haben Sie nicht einen Mordfall im Kloster gehabt?«
»Das wissen Sie?«
»Ja.«
Er grinste wieder. »Dann kennen Sie wahrscheinlich auch den Täter.«
»Den können Sie suchen. Ich kann Ihnen sogar einen Hinweis geben. Denken Sie mal an Rasputin. Wenn Sie mit ihm Kontakt aufnehmen, wird er…«
»Halten Sie den Mund!«, schrie Tschigin und schaute Golenkow böse an. »Was haben Sie ihm erzählt?«
»Nicht viel, Oberst. Vielleicht kann er wirklich den Mord aufklären. Denken Sie mal nach.«
»Wollen Sie in die Verbannung?«
»Bestimmt erst nach Ihnen, Oberst«, sagte Lady Sarah trocken und brachte damit das Fass zum Überlaufen. Tschigin klingelte nach seiner Wache. Sekunden später sahen wir uns von finsteren Typen umringt, die schwer bewaffnet waren.
»Abführen. In Einzelzellen! Diesen blonden Kerl schafft in die Todeszelle!«
Mit mir und Suko ging man nicht gerade sanft um. Dass sie Lady Sarah ähnlich behandelten, passte mir überhaupt nicht. Aber die Horror-Oma wusste sich selbst zu wehren. Sie riss einem der Kerle die Mütze ab und gab dem völlig Überraschten eine Ohrfeige. Der Knabe schaute so dumm aus der Wäsche, dass selbst Tschigin lachen musste. Er stellte einen anderen zur Bewachung der Horror-Oma ab.
Wladimir Golenkow erhielt die Aufgabe, Suko und mich zu entwaffnen. Das war gut so, er nahm uns nur die Berettas ab, die anderen Dinge konnten wir behalten.
Bevor wir abgeführt wurden, rief Tschigin uns noch etwas nach.
»Die Zellen sind nicht geheizt. Hoffentlich frieren Ihre Gedanken nicht ein. Außerdem werden Sie, Sinclair, das Vergnügen haben, in der Todeszelle zu sitzen. Wenn es ein Geist war, wie Sie ja immer glauben, kann es sein, dass wir bald auch Ihre Leiche finden.«
Ich ersparte mir eine Antwort. Von zwei Soldaten wurden wir abgeführt. Wladimir blieb zurück. Wir gelangten auf Umwegen und durch düster wirkende Flure in einen Teil des Klosters, wo die Schüler untergebracht waren.
Zuerst erreichten wir meine Zelle. Ich musste die Tür aufreißen und wurde über die Schwelle gedrückt. Man rammte sie so schnell und hart hinter mir zu, dass sie mir fast ins Kreuz gedonnert wäre.
An einem Tisch hielt ich mich fest.

Es war düster. Durch das schmale Fenster fiel nur schwach das Tageslicht. Eine so karge Zelleneinrichtung hatte ich selten gesehen.

Da lebten unsere Gefangenen in den Zuchthäusern und Gefängnissen noch komfortabel.

Ich fand keinen Stuhl. Wahrscheinlich hatte man ihn entfernt. So musste ich mich auf die Kante des muffig riechenden Lagers setzen, das verdammt hart war.

Ich lauschte zur Tür hin. Noch hörte ich Schritte, das Schlagen von Türen, dann wurde es still.

Meine Situation war zwar mehr als bescheiden, aber ein trockenes Lachen konnte ich mir trotzdem nicht verkneifen. Wenn mir am gestrigen Tag jemand gesagt hätte, dass ich vierundzwanzig Stunden später in der Zelle einer russischen KGB-Schule sitzen würde, den hätte ich ausgelacht. Es war nun mal so, und ich konnte nichts daran ändern.

Wie würde es weitergehen?

Auf diese Frage konnte ich mir selbst eine Antwort suchen. Ich jedenfalls war der Gefangene. Umgeben von vier Wänden und einem schmalen Fenster, durch das höchstens ein Zwerg gepasst hätte. Die Mauern waren dick, nicht zu durchbrechen. Ein wenig fühlte ich mich wie der Graf von Monte Christo, den man auch in einen Kerker geworfen hatte, damit er dort verschimmelte.

Ich würde nicht so lange bleiben, denn Tschigin, dieser Widerling, wollte sicherlich etwas wissen.

Verhör nannte er das. Wenn er da Erfolge hatte, konnte er sich einen Orden an die Brust heften.

Meine Zigaretten hatte man mir gelassen. So zündete ich mir zunächst einmal ein Stäbchen an. Den Rauch blies ich in Richtung Fenster, wo sich die grauen Wolken verteilten. Ich dachte über den Mordfall nach, der sich hier ereignet hatte.

Einen der Schüler hatte es also erwischt. Aber aus welchem Grund? Wer kam als Killer in Frage?

Tatsächlich ein Außenstehender, ein Geist oder Dämon, für den dicke Mauern kein Hindernis darstellten?

Rechnen musste ich damit. Ich glaubte nicht daran, dass die eigenen Kollegen jemanden aus ihrer Mitte umbrachten. So dumm war keiner von ihnen. Die Asche fiel ab, ich nahm noch einen Zug und trat die Zigarette auf dem Steinboden aus.

Als ich mich erheben wollte, um die Zelle zu durchsuchen, spürte ich das scharfe Brennen auf der Brust.

Mein Kreuz!

Ich zog es hervor, legte es auf meine Handfläche und sah dorthin, wo sich die vier Balken trafen. Mein Blick wurde von dieser Stelle magisch angezogen.

Noch immer zeichnete sich das Gesicht des Fürsten Rasputin dort ab. Seine Züge waren genau zu erkennen, das lange Haar, das wie Fetzen wirkte, die seinen Kopf umrahmten.

Und ich sah das Grinsen auf seinem Gesicht, wobei sich gleichzeitig die Lippen bewegten.

»Willkommen in meinem Kloster, John Sinclair!«

***

Er, Rasputin, hatte die Worte gesprochen. Sie waren leise, flüsternd und gleichzeitig so laut, dass ich das Gefühl hatte, als würden sie aus Boxen dringen, die überall im Raum verteilt standen. Ein Partner aus dem Reich der Geister hatte mit mir gesprochen, wobei ich mich fragte, ob diese Person tatsächlich zu meinem Partner werden konnte.

Ich antwortete zunächst nichts, aber ich erkannte, dass sich die Konturen des Gesichts schärfer hervorhoben, als hätten sie vorgehabt, das Kreuz zu verlassen.

Es gab nur ihn und mich. Um uns herum war es still geworden.

Auch von außen her drangen keine Geräusche in die Zelle. Er wollte etwas von mir, und so wartete ich ab, bis er sich wieder meldete.

Das dauerte nicht einmal lange. »Mit Blut geschrieben!«, hauchte die Stimme wieder. »Mein Testament ist mit Blut geschrieben worden. Du bist gekommen, um es zu finden. Du hast den richtigen Ort erwählt. Mein Testament befindet sich in diesem Kloster. Ich habe es hier geschrieben und das zu Papier gebracht, was mein Leben ausmacht. Viele meiner zahlreichen Geheimnisse decke ich darin auf. Ich weiß, welche Kräfte das Leben leiten. Ich bin eingegangen ins Jenseits, aber ich bin nicht ausgeschaltet.«

»Wo befindet sich dein Testament?«

Ich hatte die Frage gestellt und hörte sein Lachen. »So einfach ist es nicht, John Sinclair. Nicht jeder kann hingehen und es an sich nehmen. Man muss Bedingungen erfüllen.«

»Welche?«

»Hast du die Karten?«

Verdammt, die hatte ich nicht, sondern Lady Sarah. »Leider trage ich sie nicht bei mir.«

»Das ist schlecht, denn Hesekiels Karten weisen dir den Weg zu meinem Testament. Nur die Karten, Sinclair, die Magie des Tarocks. Hesekiel und der Götze Baal waren Feinde, aber die Karten hatten die Verbindung zwischen ihnen hergestellt. Hast du den Dolch bei dir?«

»Ja.«

»Das ist gut. Dann wirst du dich auch befreien können.«

»Ich werde bewacht.«

»Vergiss die Menschen, Sinclair. Denk an Baals Opferdolch. Kann er nicht den Fels zerschneiden, die Wände verglühen lassen? Hast du das

nicht schon einmal mit eigenen Augen gesehen?«

Ich erinnerte mich an das Krematorium und nickte. »Ja, es wurde mir bewiesen.«

»Deshalb musst du auch hier an seine Kraft glauben, die dir die Befreiung gibt.«

Ich konnte nichts dagegen sagen. Mich wunderte nur, dass dieser Geist dies alles für mich tun wollte, und danach fragte ich ihn.

»Weshalb willst du mir helfen?«

»Ich habe lange genug im Zwischenreich dahinvegetiert. Während ich noch lebte, habe ich geforscht. In diesem Kloster saß ich, um über den Sinn des Lebens und des Todes nachzudenken. Ich wollte den Tod überlisten und fand Kontakt zu Baal. Nur er kann mich befreien. Deshalb will ich, dass er zu mir kommt.«

»In dieses Kloster?«

»So ist es!«

Ich musste schlucken. Was Rasputin da sagte, klang zwar wie der helle Wahnsinn, war aber bei längerem Nachdenken nicht so ohne weiteres von der Hand zu weisen. Er hatte zu seinen Lebzeiten den Kontakt zu Baal gesucht. Jetzt war er abgebrochen. Nun wollte Rasputin oder sein Geist die Brücke finden, die ihn wieder zu diesem Götzen hinführte.

Das war nun mal der grüne Opferdolch.

Um den Kontakt herstellen zu können, brauchte er mich gewissermaßen als Helfer.

Allmählich durchschaute ich den Plan und war noch im Nachhinein froh, dass es mir gelungen war, Akim Samaran den Opferdolch abzunehmen. »Ich bin einverstanden und verlasse mich auf dich!«, erklärte ich.

»Gut, dann werden wir beginnen!«, drang die flüsternde Stimme aus meinem Kreuz, und das genau brachte mich auf einen Gedanken, den ich in eine Frage kleidete.

»Du bist ein Abtrünniger des Glaubens, Rasputin. Wie ist es dann möglich gewesen, dass du dich auf dem von Hesekiel geschaffenen Kreuz gezeigt hast? Das Kreuz dient dem Guten. Die vier Haupterzengel haben es nicht nur geweiht, sondern auch ihre Zeichen hinterlassen. Gib mir jetzt und hier die Antwort.«

Da lachte er. Und dieses Lachen trieb mir einen kalten Schauer über den Rücken, weil es so siegessicher klang. »Deine Gedanken drehten sich nur in eine Richtung, und das genau ist dein Fehler. Du solltest anders denken. Wie du weißt, liegen Gut und Böse dicht beieinander. Manchmal ist die Grenze fließend. Dein Kreuz ist dem geweiht worden, zu dem ich anfangs auch stand, aber ich will dir etwas mitteilen, das du längst weißt. Es gibt eine Stelle auf deinem Kreuz, die wurde von einer anderen Kraft angegriffen, und dieser Angriff war

sehr erfolgreich. Da hat die Hölle zugeschlagen und das weggenommen, was einmal dort gestanden hat. Diese Zeichen sind etwas Besonderes gewesen, ich weiß das. Nun sind sie verschwunden, und für gewisse Kräfte ist diese Stelle frei geworden. Deshalb konnte ich die Spur aufnehmen und mich dort zeigen. Dagegen können selbst deine großen Beschützer nichts tun. Du musst dich damit abfinden, dass dein Kreuz einen Schwachpunkt hat.«

Es waren harte, gleichzeitig auch erklärende und irgendwie beruhigende Worte. Ich hatte zu lange darüber nachgedacht, wie es Rasputin gelungen sein konnte, an mein Kreuz zu gelangen.

Jetzt wusste ich es.

»Zufrieden?«, fragte er mich.

»Ja.«

»Dann hol den Opferdolch hervor. Nimm ihn, ich weiß, dass du ihn hast. Und du wirst seine Kräfte erkennen, die dir den Weg zu meinem Testament bahnen.«

Mich wunderte es, dass er so freigiebig mit seinen Informationen war, deshalb fragte ich ihn nach dem Grund.

»Es ist mein Spiel, das ich hier durchführe.«

»Willst du denn, dass dein Testament in meine Hände gerät?«

»Vielleicht.«

»Weshalb?«

»Ich will vor allen Dingen das Kloster zurückhaben. Es soll wieder eine Hochburg schwarzmagischer Forschung werden, und ich habe es bisher nicht schaffen können, die anderen zu vertreiben. Das hat sein Ende gefunden. Jetzt seid ihr mit den entsprechenden Waffen da.«

»Gut, und wo finde ich das Testament?«

»Leider nicht hier. Ich habe es in der Zelle versteckt, in der ich es geschrieben habe. Dort musst du hin. Die Tür wird dir kein Hindernis mehr sein. Setze den Dolch ein. Er wird das Holz vor deinen Augen verbrennen.«

»Man würde es merken und auf mich schießen.«

»Vertraust du deinen Kräften so wenig?«

»Ja, ich bin nicht kugelfest.«

»Dann wird es dir nie gelingen, mein Testament zu finden. Man hält das Kloster für sicher. Die Menschen haben es in eine Festung verwandelt, die niemand stürmen kann. Aber sie haben vergessen, dass es noch andere Kräfte gibt, die sich darum nicht scheren. Niemand steht vor deiner Tür und hält Wache. Niemand kann dich stören. Die Schüler sitzen in ihren Zellen. Sie haben einen strikten Befehl und werden sie nicht verlassen. Ist dir das klar?«

»Sicher.« Ich lachte leise. »Wenn ich dir dabei vertrauen kann.«

»Das kannst du, das musst du!«

Ich sah, bevor ich mir die Kette wieder über den Hals streifte, noch

einmal auf das Kreuz.

Rasputin starrte mich an. Nase, Mund und Augen waren deutlich zu erkennen. Gerade in die Augen blickte ich hinein, um dort nach einer Spur von Falschheit zu suchen.

Ich entdeckte nichts, was mich gestört hätte, sah ich mal von der schwarzmagischen Manipulation des Kreuzes ab. Ich streifte die Kette über den Kopf und ließ das Kreuz frei vor meiner Brust baumeln.

»Nimm den Dolch!«

Er steckte unter meinem Mantel, den ich noch immer trug. Die beiden obersten Knöpfe öffnete ich, den Gürtel ließ ich verknotet.

Ein sicherer Griff an der Beretta vorbei, und die Finger meiner Rechten fanden zielsicher den Opferdolch.

Langsam zog ich ihn hervor.

Der dunkle Griff verschwand in meiner Faust. Hervor ragte nur die Klinge, die eine ungewöhnliche Form aufwies, an der Oberseite schmal war und darunter einen Halbkreis bildete, der Ähnlichkeit mit dem einer kleinen Sense aufwies.

Ich mochte die Waffe nicht. Mein Silberdolch wäre mir lieber gewesen. Vielleicht erhielt ich noch einmal die Chance, die beiden Waffen gegeneinander zu tauschen.

Die giftgrüne Farbe der Stichwaffe wies auf das Druidenland Aibon hin. Aber das hatte mit diesem Opfermesser nichts zu tun. Jedenfalls hatte ich bisher keine Hinweise darauf erhalten. Ganz sicher sein konnte man da nie.

Ich hielt es in der rechten Hand und zog dabei ein Gesicht, als wollte ich es wegwerfen. Es kostete mich Überwindung, mit dem Messer eines Götzen die Freiheit zu suchen. Wenn ich daran dachte, dass Blut zahlreicher Opfer an der Klinge klebte, hätte ich den Dolch am liebsten aus dem schmalen Fenster geschleudert.

Andererseits musste ich realistisch sein. Ich saß zwar nicht gerade in einer Todesfalle, aber doch hinter dicken Klostermauern gefangen, und da musste ich jede Chance nutzen, um zu entwischen.

Rasputin führte mich. Er sprach die Worte wieder flüsternd und wies abermals auf den Opferdolch hin.

»Du musst ihn nur richtig einsetzen, John Sinclair, das ist alles. Sieh zu, dass er seine Kraft entfaltet. Ich helfe dir, so gut es geht.«

»Schon gut.«

Nur zwei Schritte benötigte ich, um die Tür zu erreichen. Noch hielt ich das Messer fest, die Spitze wies ins Leere, doch Sekunden später hatte sie Kontakt mit dem Holz, und zwar in Höhe des Schlosses an der rechten Seite.

Nichts geschah.

Ich wurde unruhig. Sollte ich das verdammte Messer vielleicht noch aktivieren wie auch mein Kreuz? Oder sollte ich Baal darum bitten,

dass es reagierte? Das hätte ich nicht fertig gebracht.

Das Messer musste einen Anstoß erhalten, um seine Kraft entfalten zu können. Dafür sorgte nicht ich, sondern mein unfreiwilliger Partner Rasputin. Sein Flüstern war diesmal nicht an mich gerichtet, meinte einzig und allein den Opferdolch oder auch Baal.

Er sprach Worte, die ich nicht verstand. Wahrscheinlich war es Althebräisch. Es hörte sich rau und kehlig an.

Und der Dolch reagierte tatsächlich.

Die Klinge glühte auf. Es war ein inneres grünes Feuer, das ihn unter Kontrolle hielt, und ich erlebte zum ersten Mal die Kraft dieser Klinge am eigenen Leibe.

Sie drang durch die Tür.

Das Holz war verflucht hart. Auch Sukos Karatefäuste hätten es bestimmt nicht zertrümmert, aber die magische Wunderkraft des Dolches sorgte dafür, dass der Raum um das Schloss regelrecht auf geschält wurde. Ich brauchte meine Hand kaum zu bewegen. Der Dolch schien sich selbstständig gemacht zu haben. Ein leichter Druck reichte schon aus, um das Holz zu vernichten. Es schmolz.

Aus ihm wurden glühende Tropfen, die vor meinen Fußspitzen zu Boden klatschten, erkalteten und als eine Art von Schmier liegen blieben.

Ein Phänomen, dessen Kraft ich für mich in Anspruch nehmen konnte, denn die Tür war offen.

Ich vernahm Rasputins leises Lachen. »Willst du die Zelle nicht verlassen und dich auf die Suche nach dem Testament machen?«

»Nein.«

»Weshalb nicht?«

»Weil jemand kommt.«

Es war kein Bluff gewesen, ich hatte tatsächlich Schritte gehört, die durch den Gang hallten und sich meiner Zellentür näherten.

Dem Klang nach zu urteilen, mussten es zwei Personen sein, die mich besuchen wollten, und ich ging zurück.

Auch mein nicht willkommener Partner hatte bemerkt, dass sich eine Gefahr näherte. Aber er lachte, und ich hörte sein Wispern. »Sie werden sich wundern, du wirst dich wundern.«

Zunächst verstummten die Schritte vor der Tür. Den Bewachern musste aufgefallen sein, dass etwas mit dem Schloss geschehen war, denn sie sprachen erregt miteinander.

Dann stießen sie die Tür auf. Sie hatten mit den Füßen dagegen getreten, trieben die Tür nach innen, standen plötzlich frei vor mir, und ich sah in die beiden dunklen Mündungen der auf mich gerichteten Maschinenpistolen.

***

Oberst Tschigin starrte seinen Untergebenen an wie eine Schlange, die vor dem Kaninchen saß und überlegte, ob es das Tier gleich oder erst später fressen sollte.

»Was haben Sie sich dabei gedacht, Genosse?«

»Wobei?«

Tschigin sprang auf. »Bei Ihrem Verrat.« Er streckte den Arm so heftig aus, dass seine Orden auf der Brust anfingen zu klirren. »Sie haben den verfluchten Spionen von einem Mord in unserer Schule berichtet. Das darf doch nicht wahr sein. Wissen Sie eigentlich, was Sie da getan haben, Golenkow?«

»Ich habe so gehandelt, wie ich handeln musste!«

Tschigins Augen wurden noch schmaler. »Diese Antwort zeigt mir, wie uneinsichtig Sie sind. Aber eines will ich Ihnen sagen. Sie haben in der Vergangenheit Glück gehabt und einiges geleistet. Das ist vorbei. Ich persönlich werde dafür sorgen, dass man Sie nach Sibirien versetzt. Sie bekommen dort einen wundervollen Außenposten. Drei Monate im Jahr eisfrei. Darauf können Sie sich dann immer freuen. Ansonsten bleiben Sie dort wie lebendig begraben.«

»Das traue ich Ihnen zu.«

»Können Sie auch, Golenkow.«

»Aber nur, wenn Sie überleben, Oberst.«

Tschigin hob seine dünnen Augenbrauen, die in dem Gesicht kaum auffielen. »Wollen Sie das bitte näher erklären?«

»Noch mal?«

»Ja. Sie haben mich neugierig gemacht. Ich will erleben, wenn sich jemand um seinen Kopf redet.«

»Sie können sich vorstellen, dass ich meine englischen Bekannten nicht umsonst ins Land geholt habe. Wenn uns jemand helfen kann, dann sind sie es. Sie kennen sich aus, ich habe John Sinclair und auch Suko bei Einsätzen begleitet. Wir haben Zombies in Sibirien gejagt, die ein Atomkraftwerk besetzt hielten. Ich habe in Prag den Golem erlebt und auch die schwebenden Leichen.«

»Das interessiert mich nicht!«, unterbrach der Oberst ihn. »Ich will wissen, was Sie hier vorhaben!«

»Vielleicht will ich das Kloster retten.«

Tschigin lachte. »Mit den beiden?«

»Ja.«

»Das glauben Sie doch wohl selbst nicht. Wen können diese Spione schon retten?«

»Uns.«

Tschigin schüttelte den Kopf dabei. »Uns, sagen Sie. Das gibt es doch nicht. Sie werden alles verraten, wenn sie zurückgehen. Aber das wird nicht geschehen. Dafür sorge ich.«

»Und der Mörder des Genossen Ascharow?«, fragte Wladimir.

»Was ist mit ihm?«

»Haben Sie sich über ihn noch keine Gedanken gemacht, Genosse Oberst?«

»Selbstverständlich habe ich das«, erwiderte der Offizier im ärgerlichen Tonfall.

»Dann müssen Sie auch meine Ansicht akzeptieren, falls Sie nicht davon ausgehen, dass Ascharow von einem seiner Kameraden ermordet worden ist.«

»Kommen Sie mir nicht wieder mit diesem Geist!«

»Doch, damit komme ich Ihnen. Damit muss ich Ihnen kommen. Es gibt keine andere Möglichkeit. Dieser Geist ist der des Magiers Rasputin. Er kam aus einem Zwischenreich zurück und…«

»Hören Sie auf!«, brüllte der Oberst. »Wer glaubt denn einen solchen Mist, verdammt!«

Golenkow streckte seinen Arm aus. Der Zeigefinger zeigte wie eine Speerspitze auf den kleineren Oberst. »Sie müssen das glauben. Sie ganz allein. Haben Sie verstanden?«

»Vielleicht.«

»Nicht nur vielleicht, sondern…«

Eigentlich hätte die sanfte Art des Vorgesetzten Wladimir warnen müssen, aber er achtete nicht darauf und sprach so lange weiter, bis der Oberst eine seiner Beutewaffen zog und die Mündung auf den KGB-Agenten richtete. »Es reicht!«

Wladimir verstummte. Sein Gesicht hatte eine rote Farbe angenommen. »Wollen Sie mich jetzt mit einer geweihten Silberkugel erschießen? Damit ist diese Waffe nämlich geladen.«

Tschigin hob die Schultern. »Wenn Sie mir keine andere Wahl lassen, werde ich abdrücken!«, drohte er. »Was Sie mir an den Kopf geworfen haben, reicht für den Kerker. Und da kommen Sie rein. Sie werden mit Ihren Westfreunden zusammen abgeurteilt und…«

»Darf ich noch eines sagen, Oberst?«

»Ungern.«

»Falls es Ihnen wirklich gelingt, mich vor ein Gericht zu stellen, werde ich natürlich auspacken müssen.«

»Tun Sie das ruhig.«

»Ich kenne da ein Mädchen. Die meisten sagen Natascha zu ihr, denn sie hat mehrere Freunde. Mir hat mal jemand berichtet, dass sie noch schärfer wäre, als es Katharina die Große damals gewesen ist. Und dieser Jemand kannte Natascha gut. Er wusste auch, dass unter anderen ein gewisser Oberst Tschigin bei ihr verkehrt hat. Natascha soll ihn weich bekommen haben. In ihren Armen und unter ihren streichelnden Händen wurde dieser Oberst zu Wachs.«

Tschigin war blass geworden. Sein rechter Arm sank nach unten.

Die Mündung der Waffe wies auf die Schreibtischplatte, und

Wladimir war noch nicht am Ende.
»Ich tue es nicht gern, Oberst. Aber Sie lassen mir keine andere Wahl. Es wäre doch nicht gut, dass man diese Natascha vor ein Gericht zerrt. Gerade wo unser Vorsitzender mit seiner Aktion saubere Sowjetunion beginnt. Käme Ihnen das tatsächlich alles so gelegen, Oberst? Wahrscheinlich würden wir beide uns dann in Sibirien wiedertreffen. Drei Monate im Jahr eisfrei. Herrlich, nicht?«
»Hören Sie auf, verdammt!« Auf Tschigins breitem Gesicht waren Schweißperlen erschienen. Er holte tief Luft. »Was, zum Henker, wollen Sie, Golenkow?«
»In Ruhe arbeiten.«
»Das können Sie.«
»Nicht, wenn Sie sich einmischen, Genosse Oberst. Dieser Fall ist anders als die übrigen, das will ich Ihnen sagen. Sie müssen die Existenz geheimnisvoller Kräfte schon in Kauf nehmen. Auch der Tod eines der Schüler geht auf das Konto eines Dämons.«
»Rasputin, wie?«
»Ich nehme es an.«
Tschigin lag eine scharfe Erwiderung auf der Zunge, unterdrückte sie aber, als er an Natascha dachte. Er steckte die Waffe wieder ein.
»Und Sie wissen eine Möglichkeit, wie man diesem Dämon an den Kragen gehen kann?«
»Nicht genau, aber es gibt da den Engländer, den Sie als Spion verdächtigen.«
»Was soll ich?«
»Lassen Sie die drei frei, Genosse Oberst. Wenn es jemand schaffen kann, dann diese Leute. Man nennt ihn nicht umsonst den Geisterjäger. Er versteht sein Geschäft. Wie oft soll ich das noch wiederholen? Dieser Mann und sein Kollege Suko.«
»Still!« Tschigin hatte laut gesprochen und huschte um seinen Schreibtisch herum. Er wollte die Tür öffnen, denn er hatte auf dem Gang die lauten Rufe vernommen.
Die Tür schwang nach innen.
Nicht von Tschigin geöffnet, sondern von einem Soldaten, der seinen Chef hatte besuchen wollen. Der Mann war kalkweiß im Gesicht, das Grauen stand in seinen Augen.
Tschigin schüttelte ihn durch. »Was, verdammt noch mal, ist mit Ihnen los?«
»Genosse Oberst. Der Engländer ist frei. Und mein Freund, mit dem ich Wache hatte, ist…«
Wladimir Golenkow konnte sich vorstellen, dass Schreckliches passiert war. An den beiden Männern huschte er vorbei durch die offene Tür, erreichte den Gang und rannte dorthin, wo die Zellen der ehemaligen Mönche lagen.

***

Die Wachtposten waren darauf getrimmt, sofort zu schießen, das wusste ich, und ich sah ihre Finger, die an den Abzügen lagen. Ein leichter Druck nur reichte aus, und ich würde von zahlreichen Kugeln durchlöchert werden.

Deshalb blieb ich starr stehen und zwinkerte nicht mal. Sekunden vergingen. Die noch jungen Gesichter unter den Fellmützen zeigten einen harten, entschlossenen Ausdruck. Mir kamen die Blicke düster vor, vielleicht mussten Soldaten auch so schauen, da glichen sich alle Armeen der Welt.

Diese beiden hier waren durcheinander. Sie flüsterten miteinander, und ich verstand nichts. Einer von ihnen deutete auf das Schloss. Dann wurde sein Blick starr, denn er hatte den grün glühenden Dolch in meiner Hand entdeckt und auch das offen vor meiner Brust hängende Kreuz. Wahrscheinlich schaute er auch in das Gesicht in dessen Mitte und wusste nicht, was er damit anfangen sollte.

Dafür aber Rasputin. Zuerst hörte ich sein leises Lachen, dann die flüsternde Stimme: »Sie sind verloren, Sinclair. Sie haben etwas gesehen, das sie nicht sehen durften. Gib genau Acht.«

Ich gab Acht und konnte das Kommende doch nicht verhindern.

Der Dolch in meiner rechten Hand schien plötzlich zu brennen. Ich wollte ihn packen, festhalten, aber da war die Kraft, die nicht allein meinen Arm nach vorn riss, auch den Dolch aus den Fingern schleuderte, sodass er über die MPi hinweg in die Brust des Soldaten stieß.

Er rammte durch den dicken Mantelstoff. Der zweite Soldat schrie irgendetwas, er schoss zum Glück nicht und starrte auf seinen Kameraden, der rückwärts ging und nur zwei kleine Schritte schaffte, denn plötzlich leuchtete er von innen her auf und brach zusammen. Er hatte keinen Halt mehr. Unter seiner Mütze verging das Gesicht, wurde zu einer dunkelgrauen fließenden Masse, als würde Lavastaub aus einem Loch nach unten fließen. Dann schlug er auf.

Der zweite Mann schaute mir ins Gesicht. Seine Augen weiteten sich. Von Panik erfüllt, rannte er davon.

Ich stand da wie vom Donner gerührt und blickte auf den Toten, der zu Asche geworden war. Der Mantelstoff lag eingedrückt und in einer krummen Linie vor mir. Aus ihm ragte noch der Dolchgriff.

Ich hatte den jungen Soldaten getötet!

Der Vorwurf traf mich wie ein Hammerschlag und trieb mir das Blut in den Kopf. Ich fühlte mich schuldig, aber war ich das wirklich? Hatte ich nicht zu retten versucht, was noch zu retten war?

Natürlich, aber die andere Macht, die des Götzen Baal, war stärker gewesen. Sie hatte Gewalt über mich bekommen, und das Wissen darum trug dazu bei, dass ich so überreagierte.

Durch die Nase holte ich Luft. Auf meiner Stirn lag noch immer der Schweiß, und ich hörte im Kloster laute Stimmen. Wahrscheinlich würde in wenigen Minuten hier die Hölle los sein. Noch war es ruhig, deshalb konnte ich Rasputin so gut verstehen, als er durch mein Kreuz sprach.

»Nimm den Dolch wieder an dich. Du solltest ihn nicht aus der Hand geben, Sinclair!«

»Ich will ihn nicht mehr.«

»Das wäre dumm von dir.«

»Ich werde versuchen, die Kräfte des Kreuzes zu wecken, die tief in ihm schlummern. Du weißt, dass es die Formel gibt.«

»Die dir aber nicht hilft, Sinclair.« Er lachte leise. »Du musst es allein durchstehen. Ein Kreuz ist ebenso wenig allmächtig, wie du es bist. Geh mal davon aus.«

Er hatte so verdammt Recht. Je älter ich wurde, je tiefer ich in die magische Materie eindrang, umso stärker erlebte ich, dass mein Kreuz tatsächlich nicht allmächtig war.

Möglicherweise war es besser, wenn ich den Dolch nahm. Da hatte ich ihn wenigstens auf eine gewisse Art und Weise unter Kontrolle. Als ich neben dem Toten kniete und meine Finger bereits um den Griff gelegt hatte, hörte ich wieder die Stimme des ehemaligen Mönchs. »Ist es nicht außergewöhnlich, dass der Opferdolch des Götzen Baal dich beschützt? Mit ihm als Rückendeckung kannst du dich auf die Suche nach dem Testament begeben. Du wirst es finden, das kann ich dir schwören. Du bist dazu ausersehen, Rasputins Testament zu finden.«

Ich hörte überhaupt nicht hin, denn ich fühlte mich in meiner Haut nicht wohl. Den Dolch nahm ich an mich. Es war ein Leichtes, ihn aus dem Mantelstoff zu ziehen.

Aus meiner gebückten Haltung beobachtete ich den Flur.

Komischerweise waren die übrigen Zellentüren verschlossen geblieben. Wahrscheinlich herrschte hier eine so große Disziplin, dass die Schüler ihre Räume erst verließen, wenn sie durch einen Befehl oder ein Signal dazu aufgefordert wurden. Aber es rannte jemand den langen Flur entlang. Ich sah ihn erst, als er in das Licht einer Lampe geriet.

Es war zum Glück mein Freund Wladimir Golenkow. Als ich mich aufrichtete, blieb er neben mir stehen, blickte mich an, strich über meine Wange und starrte dann auf den leeren Mantel. Auf dem grünen Opferdolch blieb sein Blick hängen.

»War er es?«, fragte der Russe.

»Ja.«

»Und du?«

»Ich konnte ihn nicht halten. Die Magie war zu stark, Wladimir.«

Die folgenden Worte sprach ich in einem beschwörenden Tonfall.

»Was ich dir jetzt sage, stimmt. Du musst mir jeden Satz glauben. Wir sind nicht mehr die Herren in diesem alten Kloster. Andere Kräfte haben die Regie übernommen. Magische Mächte. Die Verbindung zwischen Rasputin und dem Götzen Baal steht wieder. Deshalb müsst ihr auf mich hören. Auch dieser Oberst Tschigin.«

»Er wird uns keine Schwierigkeiten mehr bereiten.«

»Wieso? Hast du ihn…?«

»Nein, John. Nicht, wie du denkst. Ich habe ihn anders überzeugen können. Aber weiter.«

»Gut. Ich weiß inzwischen, dass sich Rasputins Testament hier im Kloster befindet. Wir müssen es nur finden. Das können wir durch den Dolch und durch Rasputin selbst, das heißt, durch seinen Geist. Es ist tatsächlich hier verborgen.«

»Hast du eine Spur?«

»Noch nicht. Aber wenn wir eine finden, eröffnet uns das ein Wissen über eine gefährliche schwarze Magie, die auf keinen Fall zu unterschätzen ist.«

»Hat dir das Rasputin gesagt?«

»Ja.«

Der Russe starrte auf mein Kreuz. Er zog ein Gesicht, als würde er darüber nachdenken. Es war auch schwer, dies zu glauben, aber Wladimir nickte. Er hatte schon einige Male auf mich gehört und wusste, dass ich nicht bluffte.

»Kann ich mich auf dich verlassen?«, fragte ich ihn.

Mit einer typischen Geste strich er über sein Haar. »Wie meinst du das?«

»Dass man mir von der Seite des Obersten keinerlei Schwierigkeiten bereitet.«

»Natürlich.«

»Und die anderen Soldaten oder Schüler?«

Golenkow grinste grausam. »Die sind Disziplin gewohnt. Du siehst ja, sie verlassen nicht einmal ihre Zimmer. Man hat es ihnen eingebleut. Ich kenne das.«

»Du hast auch diese Schule hinter dir?«

»Und wie.« Er sah sich um, dann wieder auf mein Kreuz. »Wird dich Rasputin führen?«

»Das hoffe ich doch.«

Wir vernahmen beide das Lachen aus dem Kreuz, und Wladimir bekam eine Gänsehaut. »Ich werde euch den Weg zu meinem Testament zeigen. Viel hat sich nicht verändert. Vertraut mir.«

Abermals begann er leise zu lachen. Ich hob die Schultern und dachte daran, dass uns tatsächlich nichts anderes übrig blieb.

Und damit begann eine Suche, die ich nie in meinem Leben vergessen würde.

***

Lady Sarah Goldwyn hatte die vier magischen Tarock-Karten aus London mitgenommen. Und sie war froh darüber, nicht durchsucht worden zu sein, so hatte auch niemand die Karten entdeckt.

Allmählich verschwand ihr Ärger über die Behandlung und die Primitivität der Zelle. Sie war wirklich das letzte Loch. Kärglicher konnte man nichts einrichten. Tisch und Bett sahen aus, als würden sie jeden Augenblick zusammenbrechen, und das als Unterlage dienende Stroh faulte allmählich vor sich hin.

Durch ein Fenster, das seinen Namen kaum verdiente, strömte kalte Luft. Eine Heizung hatte Lady Sarah nicht entdecken können.

Die Wände waren feucht und kalt.

Der Raum selbst schien einige Zeit nicht benutzt worden zu sein.

Sonst hätte der Staub nicht so hoch auf dem Boden gelegen.

Lady Sarah wanderte hin und her. Sie wollte sich warm halten, denn trotz ihrer winterlichen Kleidung würde sie, wenn sie sich hinsetzte, bald anfangen zu frieren.

Trotzdem nahm sie am Tisch Platz und blies den Staub von der Platte. Der Stuhl war schmal und hatte eine hohe Lehne, die gegen den Rücken der Horror-Oma drückte.

Sie stemmte die Ellbogen auf, legte ihre Hände gegen das Kinn und dachte über ihre missliche Lage nach.

Gut sah sie nicht aus. Dass sie als alte Frau noch einmal in einer russischen Zelle landen würde, hätte sie auch nicht gedacht. Ihr gefiel dieser Raum überhaupt nicht.

Längst war es draußen dunkel geworden.

Sarah Goldwyn trug einen Mantel, der tiefe Taschen hatte. Zunächst holte sie die vier Tarock-Karten hervor und legte sie auf den Tisch. Dann suchte sie weiter und fand ihre Zündhölzer sowie ein schmales Einwegfeuerzeug.

Fehlte nur noch die Kerze.

Sarah Goldwyn saß am Tisch, ihr fiel die Schublade auf, und sie zog sie auf. Leider war sie leer, als sie von den Fingern der Horror-Oma abgetastet wurde.

»Beim nächsten Mal stecke ich mir eine Kerze ein«, nahm sie sich vor und verteilte die Karten vor sich. Sie legte sie nebeneinander.

Zuerst den Magier, eine bleiche Gestalt, die düster wirkte.

Als zweite Karte daneben lag die Kaiserin. Sehr vornehm wirkte die Frau in ihrer prächtigen Kleidung. Auch die Krone auf dem Kopf trug dazu bei.

Platz in der Reihe hatte auch der Gehenkte. Man hatte die Schlinge um seinen linken Knöchel geknüpft und ihn an einen Ast gehängt, sodass er mit dem Kopf nach unten baumelte. Die rot-schwarze Kleidung ließ sein Gesicht noch blasser erscheinen.

Als letzte Karte in der Reihe lag der Joker dort. Sie war ungemein wichtig, denn Lady Sarah wusste, dass ihr diese Karte wahrscheinlich das Leben gerettet hatte. Der Narr in seiner bunten Kleidung, auch Joker genannt, war derjenige, der den Tod als Einziger in seine Schranken weisen konnte. Denn als Ludmilla Prokowa die Karten in London aufdeckte, war auch die Todeskarte dabei gewesen. War sie nicht dabei, gab es für den Menschen keine Chance.

Aber der Joker hatte sie abgeschwächt. So hatte es nicht Lady Sarah, sondern die Russin erwischt, und Lady Sarah wünschte sich auch deshalb eine Aufklärung des Falls.

Die Karten waren hier, und man konnte sie nicht als normale Karten bezeichnen. Sie waren magisch aufgeladen, hatten einmal einem mächtigen Mönch gehört, der sich dann ein anderes Lebensziel gesetzt hatte und tief in die dunklen Gefilde der schwarzen Magie vorstieß.

Die Finger der Horror-Oma strichen über die Karten. Sie nahm nur die Kuppen, als wollte sie genau nachfühlen, ob sich die Gestalten dort auch weiterhin hielten und nicht verschwanden. Es war nichts zu ertasten, aber die Horror-Oma wusste trotzdem, dass sie da waren. Sie spürte es einfach, und sie glaubte daran, dass Rasputins Testament hinter diesen Mauern verborgen lag.

Ihr Blick wechselte und glitt zur Tür. Sie war sicher ebenso dick wie die Wände. Man hatte sie von den beiden Männern getrennt und in einen ganz anderen Trakt des Klosters geschafft.

Durch die Karten hatte sie in London Kontakt zu Rasputins Geist aufnehmen können. Sie hoffte stark, dass ihr dies auch hier in der Zelle gelingen würde, aber sie besaß leider keine Parakräfte und konnte deshalb diesen Vorgang nicht beschleunigen.

So wartete sie und hoffte.

Die Zeit verrann.

Hin und wieder blickte Lady Sarah auf die Uhr. Fast eine halbe Stunde war schon um, und es hatte sich nichts getan. Sie hörte auch kaum Geräusche. Weder aus dem Innern des Klosters noch von draußen her. Die dicken Mauern schluckten alles.

Dann aber geschah es.

Sarah Goldwyn wusste nicht, was der äußere Anlass dazu gewesen war, jedenfalls musste die Magie nicht allein von ihren Karten ausgehen, denn sie entdeckte plötzlich die hellen Flecke an den Wänden.

Vier waren es und auch vier Karten.

Eine befand sich an der Tür. Lady Sarah brauchte nur den Kopf ein wenig nach links zu drehen und erkannte dort das Abbild der Kaiserin, aber sehr vergrößert, und ihr war es gleichzeitig, als würde diese Figur in der Tür leben.

Die Horror-Oma hielt den Atem an. Vorsichtig wandte sie sich auf

dem Stuhl um. Jetzt sah sie auch den an die Wand projizierten Joker, der breit grinste. Hinter Sarah hielt sich der Magier auf. Sein Gesicht wirkte noch blasser, und der Gehenkte gegenüber zeigte ein bitteres, aber scharfes Grinsen.

Die Brücke stand.

Lady Sarah wurde wieder an London erinnert. Auch bei Ludmilla Prokowa hatte sie gestanden, und da war die Magie voll zum Tragen gekommen. Lady Sarah rechnete damit, dass sie auch hier nicht verschont werden würde. Die Frage stellte sich nur, ob diese Magie positiv oder negativ gegen sie eingesetzt wurde.

Die Spannung stieg. Gern hätte sie John Sinclair oder Suko bei sich gehabt, aber diese beiden waren weit weg, sie konnten ihr nicht helfen. So blieb ihr nichts anderes übrig, als abzuwarten, was weiterhin passierte.

Äußerlich veränderte sich nichts. Trotzdem nahm jemand mit ihr über die magische Brücke Kontakt auf. Sie hörte plötzlich eine Stimme und wusste sofort, wer da mit ihr sprach.

Rasputin!

Es war ein Flüstern, das ihren Kopf erfüllte. Geheimnisvolle Worte, zischend gesagt, aber durchaus verständlich. Lady Sarah hörte, wie sie begrüßt wurde.

»Willkommen. Willkommen in meinem Kloster. Ich freue mich, dass du den Weg gefunden hast.«

Die Horror-Oma erwiderte nichts. Sie schluckte, blickte auf die Karten, aber dort hatte sich nichts verändert. Nach wie vor lagen sie unangetastet auf dem Tisch.

»Was willst du denn?«, fragte sie zurück, in der Hoffnung, dass ihre Frage gehört wurde.

»Ich will dich!«

»Und…«

Sie hörte das Lachen. »Lass mich ausreden. Ich will dich als Übermittlerin. Du wolltest mein Testament, viele wollten es, die davon gehört hatten. Aber ich habe dich ausgesucht, um dir die Zeilen, die mit Blut geschrieben sind, zu geben. Verstanden?«

»Ja.«

»Dann steh auf.«

Sarah Goldwyn hatte sich in die Höhe stemmen wollen, überlegte es sich im letzten Augenblick anders und starrte in die Düsternis der Zelle. Sie dachte an eine Falle, und Rasputin merkte dies, ohne dass sie darüber gesprochen hätte.

»Keine Sorge, ich werde dich gut und sicher zu dem Ort führen, wo ich mein Testament verborgen habe. Schließlich will auch ich es wieder in meinen Besitz bringen. Ich will es sehen, ich will wissen, ob es noch dort vorhanden ist, wo ich es damals verborgen habe.«

»Und was soll ich tun?«, hauchte sie.

»Nur meinen Anweisungen folgen. Wichtig sind die Karten. Man sagt, dass der Prophet Hesekiel das Tarock-Spiel erfunden haben soll. Das stimmt auch. Zwar nicht in der Vollendung, wie man es heute kennt, aber über die Grundbegriffe hat er sehr wohl nachgedacht und dieses Wissen möglicherweise von einem gefährlichen Dämon namens Baal übernommen. Aber das ist nie genau herausgefunden worden. Ich jedenfalls habe mich sehr für die Magie und Faszination der Karten interessiert und deshalb auch die Brücken zwischen den beiden Polen aufbauen können. Auf der einen Seite Baal, auf der anderen Hesekiel.« Er lachte. »Sogar an das Kreuz deines Freundes Sinclair bin ich herangekommen.«

»Ich weiß.«

»Und jetzt steh auf und geh zur Tür.«

»Sie ist abgeschlossen!«

»Nein!«, lautete die Antwort. »Für dich wird es keine verschlossenen Türen mehr geben. Dieses Kloster habe ich zwar verlassen, körperlich, meine ich, aber in den Mauern ist noch mein Geist vorhanden, der es einmal beherrscht hat. Die Menschen waren arrogant und ignorant. Sie haben nicht auf das geachtet, was sich einmal zwischen den Mauern befand. Sie wollten mich vergessen. Ich war ein Relikt aus der Zarenzeit und passte nicht mehr in ihren Sozialismus. Aber die Dämonologie ist weit verzweigt. Sie nimmt auf Gesellschaftssysteme keine Rücksicht.« Rasputin wechselte von einem Moment zum anderen das Thema. »Und jetzt geh!«

Lady Sarah nickte. Ihr blieb nichts anderes übrig, als den Worten des Mannes zu vertrauen. Sie stemmte sich von ihrem Stuhl hoch, drehte sich nach links und schritt der Tür entgegen. Dort sah sie die Karte, das Holz, die Klinke, das Schloss.

Letzteres war verschlossen worden, als man sie in den Raum geworfen hatte.

Lady Sarah traute Rasputin bisher noch nicht so ganz. Das aber änderte sich, als sie die Klinke nach unten drückte und feststellte, dass die Tür nicht verschlossen war.

Es war im ersten Moment ein wunderbares Gefühl für sie, die Tür aufziehen und die Zelle verlassen zu können. Der nächste Schritt brachte sie über die Schwelle und in den Gang hinein, der sich links und rechts von ihr ausbreitete.

Sie wusste nicht, wohin sie gehen sollte und musste. Der Gang sah aus wie ein Tunnel, so düster war er, und ziemlich weit entfernt brannte eine trübe Lampe, deren Schein so schwach war, dass er nicht mal den Boden erreichte.

Sehr weit entfernt glaubte sie Stimmen zu hören. Darum brauchte sich die Horror-Oma nicht zu kümmern. Sie verließ sich einzig und

allein auf ihren Geistführer, der ihr den Weg zum Ziel zeigen wollte.

So schritt sie durch den Raum zwischen der düsteren Mauer, behielt das Licht im Auge, das ihr als Orientierungshilfe diente, und spürte auch etwas von der Last der Geschichte, die hier lagerte. Sie hatte das Gefühl, von zahlreichen Gestalten umgeben zu sein, ohne jedoch eine von ihnen sehen zu können.

Aus dem Geisterreich wurde sie bewacht. Wahrscheinlich deshalb, weil Rasputins Testament so ungemein wichtig war. Welche Geheimnisse und Rätsel, die die damalige Welt beschäftigten, mochte er darin aufgeführt und vielleicht sogar erklärt haben?

Die Wände wuchsen näher zusammen. Sie verengten den Gang, aber Lady Sarah konnte noch immer normal laufen, ohne dass sie mit den Schultern über die Mauern schabte.

Ein wenig nervös war sie schon, auch wenn sie immer sagte, dass dieses Gefühl in ihrem Alter nicht mehr existent war. Aber sie dachte daran, dass sie der Weg auch in eine Falle führen konnte. Jedenfalls sah sie keinen Grund, diesem abtrünnigen Mönch unbedingt zu vertrauen.

Als sie das Licht erreichte, musste sie stehen bleiben. So hatte es ihr Rasputin befohlen.

Es war eine primitive Lampe, die über der Tür hing, gesichert durch ein schmales Gitter. Das Kabel lag nicht unter dem Gestein. Es führte wie eine schmale schwarze Schlange an der Decke entlang.

»Öffne die Tür!«, hörte sie den Befehl.

»Und dann?«

»Wirst du weitergehen!«

Lady Sarah nickte. Plötzlich spürte sie die Angst. Sie hatte Mühe, ein Zittern ihrer Beine zu unterdrücken. Der Gaumen war trocken, im Hals saß ein Kloß. Sie wusste genau, dass sie vor einer wichtigen Entscheidung stand, die einen Erfolg bringen, aber auch in den Tod führen konnte.

Aber sie hatte A gesagt. Jetzt musste sie auch B sagen und weiterhin in den sauren Apfel beißen. Sie legte eine Hand auf die Klinke, spürte die Kälte des Metalls und bewegte den Griff nach unten.

Die Tür, obwohl sie so alt war, ließ sich sehr leicht öffnen. Lady Sarah zog sie zu sich heran. Das knarrende Schleifen störte sie nicht dabei. Einen Moment später blickte sie in eine stockfinstere Tiefe, die etwas Unheimliches und auch Gefährliches barg.

Als sie Luft holte, spürte sie die Beklemmung in ihrer Brust. Die Augen brannten. Die Furcht steckte in ihren Knochen. Mit einer fahrigen Geste strich sie ihre Haare zurück und zögerte.

Rasputin meldete sich wieder auf telepathischem Weg. »Vor dir liegen Stufen. Du musst sie nehmen. Keine Sorge, ich kenne deine Ängste. Ich weiß, was du fühlst. Du bist ein Mensch und hast Ängste

auszustehen, aber die gehen vorbei. Deshalb musst du dich nur auf mich verlassen. Nur auf mich, hast du gehört?«

»Ja.«

»Da befindet sich ein Geländer. Daran kannst du dich festhalten. In der Tiefe des Kellers und an den Grundmauern des Klosters wirst du mein Testament finden, in dem das niedergelegt wurde, was die Menschen so interessiert. Geh schon!«

Gern hätte Lady Sarah mehr über die geheimnisvolle Hinterlassenschaft gewusst, aber sie wagte nicht, danach zu fragen.

Andere Dinge waren jetzt wichtiger.

Und so schob sie ihr Bein vor.

Sarah Goldwyn war nicht mehr die Jüngste. Sie musste vorsichtig sein, fand das Geländer und krampfte sich daran fest. Dann erst fand sie die zweite Stufe, die dritte, die vierte. Sie spürte unter ihren Schuhsohlen die Unebenheiten des Steins. Er hatte im Laufe der Jahre Veränderungen erfahren, die zu gefährlichen Stolperfallen werden konnten, wenn man nicht Acht gab.

Aber Lady Sarah schaffte es. Sie hatte sich voll und ganz auf diesen Gang durch die Finsternis konzentriert, und die Tür blieb hinter ihr als ein schwach erleuchtetes Rechteck zurück.

Wie hoch die Decke war, sah sie nicht. Aber sie nahm den muffigen Geruch wahr, der in diesen Kellerräumen vorherrschte. Es war der Geruch nach Alter, Feuchtigkeit und Verwesung. Nach vergehenden Steinen, Staub, Dreck, der auch zwischen den Zähnen der Horror-Oma knirschte, wenn er von ihren Schuhen aufgewirbelt wurde.

Auch die längste Treppe ist mal zu Ende. Lady Sarah erreichte irgendwann die letzte Stufe. Als sie ihr Bein vorschob, ertastete sie keine weitere Kante mehr. Dafür glitt die Sohle über das raue und rissige Gestein des Bodens, sodass sie das typische Schaben hörte.

Keinen Schritt mehr ging sie weiter. Lady Sarah wartete auf ihren Führer.

Und Rasputin war da.

»Ich freue mich, dass du es bis hierher geschafft hast, meine Liebe. Ich freue mich sehr. Jetzt ist es nicht mehr weit. Dreh dich um!«

»Und dann?«

»Wirst du einfach vorgehen.«

»Nein, ich laufe gegen eine Mauer.«

»Besitzt du kein Feuerzeug oder etwas anderes, das dir helfen könnte?«

»Ja, Moment.« Lady Sarah holte das Feuerzeug aus der Tasche.

Schon bald flackerte die Flamme. Sie blendete die Horror-Oma, sodass sie die Augen zusammenkniff. Erst als sie den Arm ein wenig zur Seite bewegte, konnte sie ihre Umgebung blendfrei erkennen.

Wieder sah sie sich umgeben von einem düsteren Mauerwerk, auf

dem die Feuchtigkeit einen Film hinterlassen hatte. Dieser Teil des Klosters schien tatsächlich der älteste zu sein, durch ihn wehte noch der Odem des letzten Jahrhunderts. Sie spürte ihn fast körperlich, auch die Gänsehaut auf ihrem Rücken ließ darauf schließen, und wieder erhielt sie einen Befehl.

Lady Sarah musste vorgehen. Eine Nische, wie in die Wand hineingestemmt, wurde sehr bald von dem flackernden Schein ausgefüllt. In den Winkeln waren Spinnweben. Kleine Wassertropfen hingen darin, sie sahen aus wie Perlen.

Die Nische war vielleicht so tief, dass drei Menschen darin Platz fanden, wenn sie sich hintereinander stellten, aber sie zeigte keine Tür. Sollte hier das Testament liegen?

Sarah Goldwyn kam sich plötzlich vor wie in einer Falle. Sie dachte daran, zurückzukehren, aber Rasputin hatte etwas dagegen.

»Nein, du bleibst hier. Der Widerstand ist nur äußerlich. Denk an die Kraft der Karten, denk an die Brücke, die geschlagen worden ist. Ich habe den Raum zugemauert. Damals, mit meinen eigenen Händen, und ich werde dafür sorgen, dass er sich wieder öffnet. Tritt einen Schritt zurück, sonst gerätst du in Gefahr!«

Lady Sarah wusste zwar nicht, was das bedeutete, sie folgte der Aufforderung jedoch, und das war gut so.

Aus dem Dunkel hinter ihr löste sich etwas. Das musste die Gefahr sein, von der Rasputin berichtet hatte.

Es war ein grünes Flimmern, das sich sehr schnell näherte. Es war über dem Boden entstanden, etwa in Kopfhöhe, und Lady Sarah trat einen Schritt zurück, um sich mit dem Rücken gegen die Wand zu stemmen.

Dann war es in ihrer Nähe, und sie erkannte plötzlich den Opferdolch des Götzen Baal.

Für einen kaum messbaren Moment befand er sich auf gleicher Höhe mit ihr. Dann war er vorbei und hieb in die von Rasputin nachträglich gemauerte Wand. Er prallte nicht ab, bohrte sich hinein und schuf eine Insel aus grünem Licht, bevor er mit seiner Arbeit begann und das Gestein allmählich zerstörte, sodass es flüssig wurde.

Da wusste Lady Sarah, dass sie in wenigen Minuten das große Geheimnis um Rasputins Testament erleben würde.

***

Wladimir Golenkow blieb so dicht an meiner Seite, dass er mich hin und wieder berührte. Sein Gesicht war angespannt. Er schielte auf das Kreuz, auf mich und auch auf den Dolch.

Rasputin hatte davon gesprochen, uns den Weg zu seinem Testament zu zeigen. Ich wusste nicht, ob er bluffte oder dies auch tatsächlich vorhatte, aber ich stellte fest, dass er »sprach«.

Zwar nicht mit mir, weil ich weder akustisch noch anders etwas verstand, doch er bewegte die Lippen, und manchmal änderte sich auch der Blick seiner Augen. Nur sein Kopf blieb starr innerhalb des Kreuzes und wirkte wie eingraviert.

Ich hatte keine Ahnung, mit wem er Kontakt aufgenommen hatte, aber ich wollte auf der Suche auch nicht allein bleiben und fragte nach meinem Freund Suko.

»Tut mir Leid, John, aber ich weiß nicht, wo man ihn untergebracht hat«, erklärte der neben mir gehende Russe. »Da musst du schon unseren Freund Oberst Tschigin fragen.«

»Er ist nicht da.«

»Wie ich den kenne, wird er sich bald zeigen.«

Golenkow sollte sich nicht getäuscht haben. Vor uns erklangen harte, schnelle Schritte. Die stammten nicht nur von einem Menschen, aber Tschigin befand sich unter ihnen. Fünf Personen waren es. Er ließ sich von vier Männern begleiten.

Es dauerte nicht lange, da hatten sie uns erreicht, und abermals wurden die Mündungen der Waffen auf uns gerichtet. Tschigin sah aus wie der Oberteufel persönlich. Sein Gesicht wirkte in der Düsternis des Ganges noch böser und kälter.

»Was ist da geschehen?«

Die Frage war an mich gerichtet gewesen, doch Wladimir Golenkow gab die Antwort. »Oberst, Sie hatten mir versprochen, vernünftig zu sein. Sie werden…«

»Ich bin vernünftig!«

»Nein!«

Tschigin zuckte zusammen, als er diese Antwort hörte. So hatte wohl selten jemand mit ihm gesprochen. Und wenn, war es bestimmt kein Untergebener gewesen.

»Wollen Sie das wiederholen?«

»Hören Sie, Genosse Oberst. Sie haben mir versprochen, sich nicht einzumischen. Jetzt halten Sie dieses Versprechen.«

»Es hat einen Toten gegeben!«

»Das wissen wir. Deshalb halten Sie sich zurück, damit es nicht noch mehr Leichen gibt.«

Der Oberst ballte seine Hände. Er hatte kurze Finger, dementsprechend klein waren seine Fäuste. Die glatte Fläche in seinem Gesicht wirkte wie eingeschmiert, es sah so aus, als Wollte er sich auf uns stürzen, und ich sagte zu ihm:

»Golenkow hat Recht. Halten Sie sich zurück, Oberst! Hier laufen andere Dinge, kann ich Ihnen sagen.«

Er verengte die Augen. »Welche?«

»Magie!« Ich deutete auf mein Kreuz und den grünen Dolch. Die Hand mit der Stichwaffe hatte ich bisher hinter meinem Rücken

versteckt gehabt. Jetzt zeigte ich sie ihm und die Waffe.

Tschigin ging einen Schritt zurück und stieß mit dem Rücken gegen die Mündungen der Maschinenpistolen. Durch die flache Nase holte er Luft, dann hob er die Schultern. Anscheinend sah er ein, dass es keine andere Möglichkeit gab, und er nickte. »Aber nur unter einer Bedingung.«

»Die wäre?«, fragte ich.

»Ich gehe mit.«

Natürlich hätte ich mich wehren können, auch Wladimir war es nicht recht, wie ich ihm ansah. Aber Tschigin war der Befehlshaber in diesem Kloster oder dieser Schule, deshalb konnte ich ihn nicht abweisen, nur auf die Gefahren aufmerksam machen, die ihm unter Umständen dabei drohten.

Das sagte ich ihm auch.

»Ich werde es selbst sehen. Zudem glaube ich nicht an Magie oder an dieses Ding da, dieses Kreuz!« Er sprach es voller Verachtung aus, sodass es mir einen Stich gab.

Wir verloren Zeit, was mir wiederum überhaupt nicht passte, doch ich ließ mich nicht beirren und fragte weiter, indem ich auch meine Bedingungen stellte. »Wo befindet sich mein Partner?«

»Eingeschlossen!«

»Holen Sie ihn aus der Zelle!«

Tschigin wollte erst nicht. Als er in mein Gesicht sah, gab er klein bei. »Meinetwegen, kommen Sie mit!« Er drehte sich um. Auch seine vier Begleiter taten dies, dann gingen sie vor uns her, und die Echos ihrer harten Schritte flatterten zwischen den Steinwänden des Ganges hin und her.

»Das hat ihn Überwindung gekostet!«, flüsterte Wladimir mir zu.

»Verdammt noch mal!«

»Was solls?«

Suko war gar nicht mal so weit entfernt von uns untergebracht worden. Wir passierten sechs Türen, vor der siebten blieben wir stehen, und Tschigin holte, ohne dazu aufgefordert worden zu sein, den Schlüssel hervor.

Er schloss auf, und da ich meinen Partner kannte, warnte ich ihn schon vorher.

»Wir sind es, Suko!«

»Okay.«

Es hätte durchaus sein können, dass der Erste mit einem gezielten Handkantenschlag empfangen wurde. So einfach ließ sich der Inspektor nicht aus dem Rennen werfen.

Er trat heraus. Sein Mund war zu einem knappen Lächeln verzogen. Wladimir und mir nickte er zu, Tschigin streifte er mit einem eisigen Blick. »Da wären wir fast zusammen«, sagte er, »bis auf Sarah

Goldwyn. Wo befindet sie sich?«

»Wir haben Sie in einem anderen Komplex der Schule untergebracht«, erklärte der Oberst. »Weg von den Männern.«

Ich schüttelte den Kopf. Ein Kommentar fiel mir dazu nicht mehr ein. Wenn ich das der Horror-Oma erzählte, würde sie lachen. Hoffentlich kamen wir noch dazu, da ich das Gefühl nicht los wurde, das sich die Gefahr über uns verdichtete.

Wir standen dicht vor der Lösung des Falles. Uns trennte praktisch nur ein Schritt, aber um ihn zu gehen, mussten wir weitere Hindernisse hinter uns lassen.

»Die Berettas!«, verlangte Suko.

Verdammt, an die Waffen hatte ich nicht mehr gedacht. Dafür mein Freund, und Oberst Tschigin rückte die Pistolen zähneknirschend heraus. Er selbst blieb auch bewaffnet. Sein Schießeisen steckte in einer am Koppel angebrachten Pistolentasche.

Jetzt war alles klar.

Ich betrachtete mein Kreuz. Rasputin, vielmehr sein Geist, musste uns führen, aber ich hatte keinen Kontakt mehr mit ihm. Dabei tat er etwas, denn seine Lippen bewegten sich nach wie vor, und das stieß mir doch seltsam auf.

Und der Dolch?

Seine dunkelgrün leuchtende Klinge ragte aus meiner Faust hervor. Baal war ebenfalls stets gegenwärtig, bis zu dem Zeitpunkt, als ich den Ruck verspürte.

Er war so plötzlich und heftig erfolgt, dass ich völlig überrascht war. Der Dolch entglitt meiner Faust, und ich konnte auch nicht mehr nachgreifen. Selbst Suko, der noch schneller reagierte als ich, schaffte es nicht mehr.

Tschigin sprang zurück, da die Waffe ihm fast die Haut von seiner linken Wange rasiert hätte. Zwischen ihm und dem Kopf eines seiner Begleiter wischte die Waffe hindurch und verschwand in der Düsternis des Ganges so schnell wie ein Komet.

»Rasputin hat uns reingelegt!«, sagte Suko fluchend.

Er und ich nahmen sofort die Verfolgung auf. Wir wussten, dass die Waffe ein Ziel hatte.

Hoffentlich war es Rasputins Testament.

***

Obwohl Lady Sarah wusste, dass sie sich in Gefahr befand, gewann die Faszination doch die Oberhand. Sie sah gebannt zu, welch eine Kraft in Baals Opfermesser steckte. Sie hatte schon davon gehört, dass es Gestein schmelzen konnte.

Das Feuerzeug hatte sie wegstecken können. Der grüne Dolch strahlte eine Aura ab, die genügend Licht verbreitete. Es tauchte die

Umgebung in einen fahlen Schein, der auch Lady Sarahs Gesicht leichenblass erscheinen ließ.

Sie hatte die Nische verlassen und ging einen zögernden Schritt vor. Dabei hatte sie den Oberkörper nach vorn gebeugt, die Hände zu Fäusten geballt, und ihr Körper zeigte eine Haltung, die bewies, dass Lady Sarah bereit war, sofort wieder zurückzuspringen, wenn es nötig war.

Der Dolch kämpfte sich weiter vor.

Er blieb nicht mehr in einer verhältnismäßig ruhigen Lage, sondern geriet in eine Drehbewegung, als wollte er das Gestein durch seine Kraft aufschälen.

Und dieser Vorgang verursachte kein Geräusch. Für die zuschauende Horror-Oma war es schon erschreckend, wie dieses Opfermesser aus dem Alten Testament arbeitete.

Es schälte eine Lücke, erst kopfgroß, dann immer weiter werdend, sodass ein Mensch hätte hindurchkriechen können.

Lady Sarah hielt sich zurück, der Dolch sollte erst den Zugang freigebohrt haben, und er arbeitete mit der Präzision eines Uhrwerks, dabei angetrieben von der Magie, die in ihm steckte und von Rasputins Geist geleitet wurde.

Auch nach rechts und links wich das Messer aus, sodass sich die Öffnung noch mehr verbreiterte. An den Rändern war das Gestein so stark aufgeweicht, dass es nach unten tropfte und dort zischend eine Lache bildete.

Das Messer schälte weiter. Es schien nie stumpf zu werden, schaffte in der Sekunde so viel wie ein vergleichbarer Bohrer, und Lady Sarah warf einen Blick durch die schon sehr große Öffnung in den Raum dahinter.

Es musste ein düsteres Verlies sein, auch wenn es jetzt der grüne Schimmer durchstreifte.

Sie versuchte, einen Blick auf das geheimnisvolle Testament zu erhaschen, sah aber nichts, was auch nur entfernt einem Dokument geähnelt hätte.

Dann vernahm sie wieder die Stimme ihres unsichtbaren, unheimlichen Begleiters. »Es ist geschafft, du kannst den Raum betreten, wo du mein Testament finden wirst.«

Sarah Goldwyn warf einen skeptischen Blick auf die Öffnung. Sie gefiel ihr nicht, denn an den Rändern war das Gestein noch sehr weich. Sie konnte sich auch vorstellen, dass es eine gewisse Hitze abstrahlte. Deshalb ihr Zögern.

»Geh, geh!«, drängte Rasputin. »Es ist Magie, kein Feuer. Du wirst keine Hitze spüren.«

Sie verließ sich auf die Worte. Die Haltung der Frau änderte sich.

Sie musste sich noch tiefer bücken und spürte einen Stich im Rücken.

Na ja, die Jüngste war sie eben nicht mehr.

Dann kroch sie in die Nische.

Fast hätte sie mit ihren Haaren den oberen Rand des Lochs gestreift. Sie nahm einen etwas strengen Geruch wahr, aber auch den von Mief und alter Feuchtigkeit, der in dem kleinen Raum lauerte, wo das von ihr so ersehnte Ziel lag.

Lady Sarah sah sich um.

Die Ränder des Lochs glühten nicht so stark wie der Dolch, der seinen Platz unter der Decke gefunden hatte und sein Licht so ausbreitete, dass auch die Innenwände erhellt wurden.

Wo befanden sich die Seiten?

Ein Testament, das sicherlich in einem Buch oder einer Kladde gebunden war, bewahrte man irgendwo in einem Schrank oder einer Schublade auf.

Davon sah Lady Sarah nichts. Der Raum war und blieb leer. Nur das feuchte Mauerwerk umgab sie und auch die zahlreichen Spinnweben, die unter der Decke hingen.

»Wo ist es?«, fragte sie mit leiser Stimme.

»Zu deinen Füßen.« Rasputin hatte bei dieser Antwort leise gelacht.

Sarah Goldwyn senkte den Blick. Sie sah nur den fahl angeleuchteten Steinboden, mehr nicht. Ihr kam der Verdacht, dass Rasputin sie hatte leimen wollen, nur konnte sie sich den Grund dafür nicht vorstellen.

»Es ist in der Erde verborgen!«, hörte sie wieder die wispernde Stimme des ehemaligen Mönchs. »In der Erde. In einem Versteck. Nicht jeder, der diesen Raum betritt, soll es sofort finden. Bücke dich und wisch den Staub weg.«

Sie kniete sich hin, und ihre Hände griffen in feuchten Schmier.

Der Staub hatte sich mit der Nässe vermischt und eine klebrige Schicht gebildet.

Zwar war der Boden ziemlich uneben, aber das Hindernis, über das Lady Sarahs Handflächen plötzlich glitten, hatte mit der Formation der Steine nichts zu tun. Es war etwas anderes. Ein Griff oder ein Hebel. Sie wusste es nicht genau und befreite die Umgebung zunächst einmal von allen Unreinheiten.

Da lag es frei.

Es war tatsächlich ein alter Eisengriff, wie man ihn oft bei Falltüren fand. Lady Sarahs Herz klopfte plötzlich schneller. Sie schielte nach oben und sah den Dolch, der unter der Decke nach wie vor sein grünes Licht abstrahlte. Die nähere Umgebung und die Frau wurden in dieses grüne Licht getaucht.

Der Griff war nicht sehr groß. Er passte genau in ihre Hand. Sie umklammerte ihn sehr hart, stützte mit ihrer linken Hand auch das Gelenk ab und zog.

Steinplatten sind schwer. Da haben die meisten Männer Mühe, sie in

die Höhe zu wuchten.
Nicht hier in diesem Verlies!
Die Horror-Oma wunderte sich, dass sie es schon beim ersten Versuch schaffte. Sie vernahm das Knirschen an den Rändern, und es gelang ihr, die Klappe hochkant zu stellen. Sie kippte sie dann zur Seite, wo sie mit einem satten Geräusch niederfiel.
Der Blick war frei.
Das fahlgrüne Licht fiel in die viereckige Öffnung, unter der ein kleiner Schacht begann. Er war nicht sehr tief. Wenn Sarah Goldwyn den Arm ausstreckte, konnte sie mit der Hand bequem den Boden des Schachts erreichen.
In den vergangenen Minuten war sie wieder ruhiger geworden.
Nun aber kehrte die Aufregung zurück. Dies doppelt und dreifach.
Sie spürte die Kälte in ihrem Nacken und hatte Mühe, Luft zu holen.
Ihre Augen brannten.
Auf den Handflächen lag ein dicker Schmierfilm. Sie putzte sich die Hände am Mantel ab. Dass lange Streifen zurückblieben, störte sie nicht.
»Nimm es an dich!«
Lady Sarah nickte. Sprechen konnte sie nicht mehr, denn ihr Blick war auf das Testament gerichtet. Rasputin hatte die Kladde mit Ölpapier verpackt und mit einer Kordel gesichert.
Leider hatte sie keine Schere zur Hand, so musste sie die Knoten lösen.
Das war schwer genug. Zudem zitterten ihr die Hände, und Rasputin trieb sie durch seine flüsternde Stimme an. »Du musst dich beeilen. Andere sind unterwegs. Sie verfolgen den Dolch.«
»Es ist John Sinclair.«
»Ja, aber das Testament soll dir gehören. Du sollst es finden, Lady Sarah.«
»Ich versuche ja alles.« Sie beeilte sich wirklich, aber es war verdammt schwer. Ihre Finger zitterten, sie schaffte es kaum, den Knoten zu lockern, ein Nagel brach ab, aber Lady Sarah machte unverdrossen weiter und schaffte es tatsächlich nach einer Weile, das Band über die rechte Seite des kleinen Päckchens zu ziehen.
Der Rest war ein Kinderspiel.
Das Ölpapier knisterte zwischen ihren Fingern, als sie es zur Seite bog und das entdeckte, was es bisher verborgen gehalten hatte.
Es war das Buch! Eine dicke Kladde. Das mussten mehr als fünfzig beschriebene Seiten sein, wie die Horror-Oma beim ersten Blick feststellte. Sie rückte ein Stück zurück, drehte sich und stand auf, wobei sie die Arme vorgestreckt hielt.
Auf ihnen lag das Testament.
Sarah Goldwyn trug es wie einen kostbaren Schatz, nach dem jemand

jahrelang gesucht hatte. Sie war erregt, in ihrer Kehle spürte sie eine selten erlebte Trockenheit, und sie vernahm auch wieder Rasputins Stimme.

»Dein Ziel ist erreicht.«

»Und jetzt?«

»Wirst du dieses Verlies verlassen und dorthin gehen, wo ich es will. Du wirst dich durch nichts aufhalten lassen. Weder durch Freunde noch durch Feinde, und du wirst einen Beschützer haben, Baals Opferdolch. Er zeigt dir den Weg in die Freiheit, er wird dein Begleiter sein. Kein anderer darf an das Testament heran.«

Das gefiel der Horror-Oma nicht. »Aber John Sinclair wird es haben wollen.«

»Auch er nicht. Es ist zu wichtig. Du sollst seine Geheimnisse kennen lernen.«

»Und weshalb gerade ich?«, fragte sie, wobei in ihrer Stimme ein verzweifelt klingender Unterton mitschwang.

»Weil ich dich dazu ausersehen habe, das ist es. Ich brauche jemanden in der normalen Welt, der zu mir steht. Hast du verstanden? Du und ich, wir beide werden uns in Zukunft näher miteinander beschäftigen. Du wirst von mir als Partnerin anerkannt. Ich habe lange gesucht und Ludmilla Prokowa gefunden, aber sie starb, weil der Tod sich zwischen die Karten gemischt hatte. Du aber wirst noch leben und nur auf mich hören, was immer du tust.«

»Aber da ist John Sinclair. Du hast dich in seinem Kreuz manifestiert. Dann hast du auch mit ihm Kontakt.«

»Sinclair ist ein anderes Problem. Verlasse diesen Raum jetzt. Gehe aus dem Kloster.«

»Ja, natürlich.« Lady Sarah tat, was man ihr befohlen hatte. Sie ging mit kleinen, vorsichtigen und auch zögernden Schritten. Das Buch mit seinem dunklen Einband lag weiterhin auf ihren Händen.

Sie sah keinen Titel.

An der Treppe blieb sie stehen. Um den unterirdischen Bereich zu verlassen, musste sie die Stufen hochsteigen, und damit begann sie.

So finster wie auf ihrem Hinweg war es nicht mehr, der grüne Schein begleitete sie auch hier. Wenn sie die Stufen hochblickte, sah sie schwach das Licht der offenen Tür. Es war für sie wie ein Hoffnungsschimmer. Diesmal konnte sie sich nicht am Geländer festhalten, so musste sie schon über die buckligen Stufen steigen und aufpassen, dass sie nicht stolperte.

Lady Sarah schaffte es. Sie hatte ihre Gedanken praktisch ausgeschaltet und trug ihren Fund weiter, ließ Stufe um Stufe zurück und schob sich durch die Tür.

Da hörte sie schnelle Schritte. Sie sah in den Gang hinein, während sie stehen blieb und die Männer entdeckte.

An der Spitze lief ein Mann mit blonden Haaren – John Sinclair!
Als die Horror-Oma ihn erkannte, rief sie mit lauter Stimme:
»Keinen Schritt weiter, John!«

***

Ich hatte sie schon aus der Tür kommen sehen und auch bemerkt, dass sie etwas trug.
Es musste das Testament sein.
Und dann hörte ich ihre Stimme: »Keinen Schritt weiter, John!«
Ich blieb so hastig stehen, dass Suko mich fast umgerannt hätte.
Hinter mir hörte ich die Schritte der beiden Russen. Auch Golenkow und Tschigin stoppten sehr schnell.
Wie Suko und ich starrten auch sie in die Höhe, wo sich der Dolch abzeichnete.
Er beleuchtete die Horror-Oma, die wie eine Statue stand und sich nicht rührte.
Ich aber hörte Rasputin sprechen, nachdem er leise gelacht hatte.
»Da siehst du es, Sinclair. Mein Testament existiert. Sie hat es gefunden.«
»Daran habe ich auch nie gezweifelt!«
»John, ich stehe unter seiner Kontrolle«, erklärte Lady Sarah mit zitternder Stimme.
»Das kann ich mir vorstellen. Und was ist los? Wie geht es jetzt weiter?«
»Kann ich nicht sagen!«
Auch ich wusste nichts und schielte in die Höhe. Verdammt, mir passte es nicht, wenn der grüne Dolch meiner Kontrolle entglitt. Ich brauchte ihn noch, denn ich wollte mir durch ihn meinen Silberdolch zurückholen.
»Ich gehe jetzt!«
Lady Sarah hatte uns die Worte gesagt. Und wir hielten sie nicht auf, auch wenn Tschigin etwas dagegen hatte. »Verdammt, sie hat uns etwas gestohlen.«
»Nein!«, widersprach ich. »Nicht Ihnen, Oberst. Es gehört Rasputin.«
»Einem Toten!«
»Dessen Geist noch lebt!«, bemerkte ich, obwohl es kaum Sinn hatte, denn Tschigin würde mir niemals glauben.
Der Oberst lachte kalt, gab danach keinen Kommentar mehr. Wir warteten ab.
Aus dem Hintergrund des Ganges näherten sich die vier mit Maschinenpistolen bewaffneten Leibwächter des Offiziers.
Die nächsten Sekunden vergingen. Niemand sprach mehr. Es wurde totenstill.
Ich konnte mir vorstellen, dass Lady Sarah Zwiesprache mit Rasputin

hielt. Sie hatte den Kopf angehoben, schielte gegen die Decke, als würde sie den ehemaligen Mönch dort sehen.

Plötzlich bewegte sie den Kopf nach vorn, als hätte sie endlich einen Entschluss gefasst. »Ja!«, flüsterte sie. »Ich werde deinem Ratschlag folgen.«

»Was ist es?« Diesmal fragte ich sie.

Lady Sarah drehte den Kopf. »Ich möchte einen Wagen! Ein Fluchtfahrzeug! So hat er gesagt.«

Wir alle hatten die Worte verstanden. Auch der Oberst. An ihn wandte ich mich und drehte den Kopf. »Was ist damit? Können Sie ihr einen Wagen zur Verfügung stellen?«

»Unmöglich!«

»Wieso? Haben Sie keinen, oder wollen Sie nicht?«

»Es sind Wagen vorhanden«, erklärte Wladimir.

Tschigin wurde sauer. »Halten Sie sich raus, verdammt noch mal!« Er sprach sogar Englisch.

»Sie sollten es tun«, sagte Lady Sarah warnend. »Rasputin kann die Geduld verlieren.«

Tschigin wollte nicht. Er stampfte mit dem Fuß auf, um seine heftige Erwiderung zu unterstreichen.

Das war nicht gut, denn ich sah, wie sich der Dolch gedankenschnell bewegte.

Eingreifen konnte keiner von uns. Es war zu spät. Einer von Tschigins bewaffneten Begleitern wurde getroffen. Die Klinge stieß dicht über seinem Koppel durch den Uniformstoff tief in den Leib.

Wir hörten das durch Mark und Bein gehende Röcheln, sahen den Mann in die Knie sacken. Sein Gesicht verfärbte sich. Erst wurde es grau, danach fast schwarz, und schließlich zerbröselte es. Ich musste Wladimir zur Seite stoßen, um an den Dolch zu gelangen, doch ich war nicht schnell genug. Die Waffe drehte sich aus dem Körper und verschwand vor unseren Augen.

»Beim nächsten Mal nehme ich den Stab!«, wisperte mir Suko zu.

Seine Bemerkung wurde von Lady Sarahs Frage übertönt.

»Bekomme ich nun den Wagen?«

»Los, Tschigin!«, zischte ich.

Der Oberst nickte. Er sprach mit einem der drei Soldaten. Der Mann drehte sich um und lief weg.

Lady Sarah aber ging auf uns zu. Zum ersten Mal gelang es uns, einen Blick auf Rasputins geheimnisvolles Testament zu werfen. Es hatte einen dunklen Einband. Von den Seiten selbst sahen wir nichts. Dafür entdeckten wir etwas anderes. Rote Tropfen sickerten zwischen den beiden Umschlagdeckeln hervor, liefen über ihre Hände, bevor sie zu Boden klatschten und Sarah Goldwyns Weg begleiteten.

Unsere Freundin tat so, als würde sie dies nicht bemerken. Starr

blieben ihr Gesichtsausdruck und der Blick. Sie musste unbedingt das Kloster verlassen.

Wir zogen uns zurück.

Tschigin war schon gegangen. Die drei Soldaten hatte er mitgenommen. Der vierte Uniformierte war durch den Dolch zerstört worden. Seine Uniform lag noch am Boden. Aus ihren Öffnungen rieselte der letzte graue Staub hervor.

Wir alle spürten den Druck, Lady Sarah wahrscheinlich am meisten. Auf ihr lastete die gesamte Verantwortung. Sie war von Rasputin ausersehen worden, sein Testament zu finden und an sich zu nehmen. Wahrscheinlich sollte sie sogar zu seinem Testamentsvollstrecker werden.

Um sie nicht zu erschrecken oder aufzuhalten, mussten wir zurück. Wir gingen wieder tiefer in den Gang und nahmen den gleichen Weg, den wir gekommen waren, jetzt begleitet vom fahlen Leuchten der über uns schwebenden Klinge, die wie ein Wächter auf Lady Sarah achtgab.

Mit jeder vergehenden Sekunde steigerte sich bei uns die Spannung. Der Druck war kaum noch auszuhalten. Lady Sarah nahm es gelassener hin als wir.

Suko, Wladimir und ich blieben ihr auf den Fersen, als sie den Gang durchschritt und sich in die Richtung wandte, wo einer der Ausgänge lag, der zum Innenhof führte.

»Das geht nie gut!«, wisperte Suko. »Verdammt, wo will sie denn hinfahren?«

»Ich weiß es nicht.«

»Hoffentlich spielt Tschigin mit!«, murmelte Golenkow.

»Reichen ihm die Warnungen nicht?«

»Der ist borniert bis in die letzte Haarspitze. Ein sturer Apparatschik und Parteigänger. Außerdem hat er Angst, Fehler zu begehen und dann versetzt zu werden.«

Das konnte ich mir lebhaft vorstellen.

Seltsamerweise blieb er ruhig. Der Oberst schien tatsächlich Vernunft angenommen zu haben, aber ganz sicher konnte man bei ihm nie sein. So mussten wir zunächst einmal abwarten, wie es weiterging.

Wir erreichten jetzt den Bereich, der direkt hinter der Eingangstür lag. In dem hallenartigen Raum fielen mir die zahlreichen Fußspuren auf dem Boden auf. Sie alle wiesen in Richtung Tür, und ich verspürte ein unangenehmes Gefühl.

Die Tür war verschlossen.

Zwei Schritte davor blieb Lady Sarah stehen. »Würdest du bitte so freundlich sein und mir die Tür öffnen, John?«, fragte sie.

»Ja, ist gut.«

Ich ging hin, legte meine Hand auf das kalte Metall der Klinke und

zog die Tür auf.
»Danke!« Ihre Stimme war kaum wiederzuerkennen.
Ich trat zur Seite. Dabei warf ich einen Blick auf die Buchseite.
Noch immer quoll das Blut hervor. Ich hatte dafür keine Erklärung, nickte Lady Sarah zu und spürte, ebenso wie sie, den kalten Wind, der durch den Spalt in den Raum blies und wie mit Eishänden durch unsere Gesichter fuhr.
Die Horror-Oma ging weiter. Sie trat über die Schwelle, erreichte das Podest am Ende der Treppe, und wir sahen sie nur noch als Schatten. Um sie besser erkennen und ihren weiteren Weg verfolgen zu können, mussten wir näher heran.
Wir drei standen auf der Schwelle nebeneinander. Äußerlich unbewaffnet, Rasputin sollte keinen Verdacht schöpfen. Ich schielte auf mein Kreuz. Noch sah ich sein Gesicht, das sich dort abzeichnete.
Ich hatte es noch immer nicht verwunden, dass es ihm gelungen war, mein Kreuz in seinem Sinne zu manipulieren.
Sarah Goldwyn war nicht mehr weitergegangen. Ihre Fußspitzen berührten fast die Kante der obersten Stufe.
»John, der Wagen fehlt noch!«, hörte ich ihre flach klingende Stimme. »Er war versprochen worden!«
»Ja, verdammt. Ich kann es nicht ändern!«
»Wenn er nicht kommt, wird alles vorbei sein. Rasputin hat die Kraft, sein Testament zu zerstören. Er hat sich mich als Partnerin ausgesucht. Ich soll mehr über sein Testament und über seinen Kontakt zu Baal erfahren, aber wenn die Gegebenheiten nicht stimmen, dann wird er das Testament zerstören. Das hat er mir gesagt. Die Kraft hat er.«
Ich nahm ihr die Worte ohne weiteres ab und wandte mich an Wladimir Golenkow. »Kannst du denn nichts tun?«
»Nein. Es ist allein Tschigins Sache, ob er mitspielt oder nicht. Ich weiß, dass es schlimm ist, aber ich kann daran leider nichts ändern, so gern ich es auch getan hätte.«
»Ja, ich verstehe.«
So warteten wir und warfen einen Blick auf den düsteren, weiten Innenhof des Klosters.
Aus manchen offenen Zellenfenstern fielen Lichtstreifen nach draußen und zeichneten breite, helle Balken auf den Boden.
Die Schüler standen jetzt hinter den Fenstern. Trotz geschlossener Zellentüren musste sich herumgesprochen haben, dass etwas Ungewöhnliches vorging. Man beobachtete, griff aber nicht ein.
Ich blickte auch zu den Schattenstellen hinüber, die im Innenhof überwogen. Bei einigen hatte ich das Gefühl, als würden sie sich bewegen. Es konnte sein, dass sich dort jemand versteckt hielt.
»Er wartet nicht mehr lange!« Lady Sarahs Stimme unterbrach die lastende Stille.

Genau da hörten wir das Quietschen. Wladimir Golenkow wusste die Erklärung für dieses Geräusch. »Da öffnet jemand das Tor zur großen Garage. Es geht also los.«

Wir hörten, wie ein Motor ansprang, dann erhellten lange gelb-weiße Lichtspeere den Innenhof, glitten über das Mauerwerk, und aus dem Dunkel des Hofes schob sich ein dunkles Auto hervor.

Es wurde nur im Schritttempo gefahren und hielt auf die Treppe zu, wo Lady Sarah darauf wartete, sich endlich absetzen zu können.

Vor der letzten Stufe wurde das Fahrzeug gestoppt.

Die Horror-Oma schaute noch einmal zurück, sah Sukos und mein Lächeln, dann ging sie.

Sehr vorsichtig stieg sie die Treppenstufen hinab, während beim parkenden Fahrzeug die Fahrertür aufschwang und ein Mann das Auto verließ.

Es war Oberst Tschigin. Er hatte also selbst den Wagen geholt.

Neben der Tür blieb er stehen, einen Arm auf das Dach gelegt. Seine kalte Stimme hallte uns entgegen. »Es ist alles so geschehen, wie Sie es gewünscht haben. Hier steht das aufgetankte Fahrzeug. Die Frau braucht nur einzusteigen und wegzufahren.«

»Danke!«, hörten wir Lady Sarah sagen.

»O bitte. Keine Ursache. Man ist ja flexibel.« Tschigin lachte und verschwand in der Dunkelheit. Die Fahrertür ließ er offen.

Neben mir schüttelte Wladimir den Kopf.

»Was hast du?«, fragte ich ihn.

»Ich traue dem Braten nicht. Tschigin hat bestimmt einen Trick in der Hinterhand. Dem ist so etwas immer zuzutrauen.«

»Du sprichst mir aus der Seele.«

Vorerst tat sich nichts. Der Wagen stand da, die Scheinwerfer leuchteten geradeaus und warfen große, helle Kreise auf die Innenseite des Tores. Über die Klostermauern hinweg fuhr ein kalter Wind, der den Geruch von Schnee mit sich trug.

Die Schritte des Oberst Tschigin verstummten, nachdem er quer über den Hof gegangen war. Mich wunderte, dass er nicht zu uns kam.

Lady Sarah hatte die Treppe fast hinter sich gelassen. Verflucht, ich wusste nicht, ob sie fahren konnte. Deshalb fragte ich sie laut danach und erhielt die Antwort, ohne dass sie sich umdrehte. »Ich werde es schon schaffen, John.«

»Und wo sollen wir dich suchen?«

»Keine Ahnung.«

Ich hätte mir die Haare einzeln ausraufen können. Die Frau konnte einen Menschen an den Rand der Verzweiflung bringen. Wenn sie nur nicht so stur gewesen wäre!

Hier ging sie ebenfalls ihren Weg, umrundete den Kühler der schwarzen Limousine und näherte sich der offen stehenden Tür.

Bisher lief alles normal.
Auch dann noch, als Lady Sarah die Tür erreichte, die so bequem und einladend weit offen stand, sodass die Horror-Oma ohne Schwierigkeiten in den Wagen steigen konnte.
Sie wollte es tun, hatte sich schon ein wenig gebückt, als ein scharfer Befehl in russischer Sprache über den Innenhof des Klosters hallte.
Das Echo schwang noch in der Luft, als von mehreren Seiten und aus den schattigen Stellen lange Lichtspeere zielten, die nur auf eine Person fixiert waren.
Auf Lady Sarah!
Sie stand da, blinzelte, wurde so geblendet, dass sie nichts sehen konnte, und dann hörten wir einen weiteren Befehl. Diesmal auf Englisch. »Feuer!« Im nächsten Augenblick knatterten die Schüsse!

***

Ich wollte es kaum glauben, es war der reine Irrsinn, so etwas zu tun, und ich hörte trotz der Schussgeräusche, wie mein russischer Freund Wladimir schwer seufzte.
Tschigin war nicht zu halten gewesen. Das sahen wir in diesen Augenblicken, wo die Angst um Lady Sarah bei uns ins Unermessliche wuchs, denn ich sah sie schon im Geiste unter den schwerkalibrigen Geschossen blutend zusammenbrechen.
Doch da irrte ich mich. Oberst Tschigin hatte die besten Schützen ausgewählt, und die zielten auf das Testament in den Händen der Horror-Oma.
Manchmal wird das Unmögliche wahr. Die Kugeln rissen Lady Sarah die Kladde aus der Hand. Die Frau selbst wurde von keiner Kugel getroffen. Ich hörte sie trotzdem schreien, sie stand da, hatte die Arme ausgestreckt und starrte der Kladde nach, die durchlöchert durch die Luft tänzelte.
Irgendetwas riss auf. Plötzlich flogen lose Blätter hervor. Sie taumelten wie altes Laub, schwangen innerhalb der grellen Lichtlanzen, wurden von ihnen sehr deutlich gezeigt, und ich sah das Blut an ihren Rändern und auf den Seiten.
»In Deckung!«, brüllte ich Lady Sarah zu, die der Schreck gelähmt zu haben schien, denn sie rührte sich noch immer nicht von der Stelle.
Dann verstummten die Schüsse.
Das genau war unsere Chance.
Wir jagten mit großen Sprüngen die Stufen der Treppe hinab, umliefen den Wagen, und es war Suko, der Lady Sarah zuerst erreichte und sie in Deckung zog.
Ich lief woanders hin und ging dort in die Knie, wo die Reste des Testaments lagen.
Fliegende Blätter, in einem Kreis verteilt. Manche wurden vom Wind

gepackt und wieder hochgeschleudert, sodass ich hinter ihnen herlaufen musste.

Wladimir half mir dabei. Wir fingen einige ein, pressten sie gegen unsere Körper, auch Suko half bei der Suche, um zu retten, was noch zu retten war.

Dann hörten wir Tschigins Stimme. »So einfach ist das!«, rief er.

»So einfach. Was haben Sie für einen Aufstand wegen dieser paar Seiten gemacht? Sammeln Sie ruhig die Sachen auf. Ich bin sicher, dass sich die entsprechenden Stellen dafür interessieren werden.«

»Jetzt hat er seinen Triumph«, sagte Wladimir leise.

»Glaube ich nicht.«

»Wieso?«

Ich sammelte noch zwei weitere Blätter auf. »Rasputin wird sich das kaum gefallen lassen.« Ich erhob mich wieder.

Suko hatte inzwischen die Kladde gefunden und aufgeschlagen.

Er legte sie auf das Wagendach. Wir standen noch immer im Licht und wurden von den Augen der zahlreichen Scharfschützen beobachtet.

Ich legte meine Blätter zuerst hin, Wladimir folgte, Suko wollte es auch, als er eine Warnung schrie.

»Der Dolch!«

Wir schauten nicht erst nach oben, sondern warfen uns rechts und links zur Seite. Damit auch außerhalb der Gefahrenzone.

Wie ein grüner Komet stürzte Baals Opferdolch aus dem grauen Himmel in den Hof. Er wollte nicht uns töten, sondern hatte sich ein anderes Ziel ausgesucht.

Das Buch.

Mit voller Wucht rammte er hinein!

***

Wir lagen nicht mehr am Boden, hatten uns abgerollt und waren wieder aufgestanden. So sahen wir, die im Düstern lauernden Soldaten sowie der Oberst mit, wie das Testament durch den Opferdolch des Götzen Baal vernichtet wurde.

Er war nicht nur mit seiner an der Unterseite gebogenen Klinge hineingejagt, er setzte auch seine dämonische Kraft ein, um das Testament zu vernichten.

Ich hörte einen leisen, klagenden Schrei, den Rasputin ausgestoßen hatte und der in meinem Hirn nachhallte. Ich sah auch Lady Sarah über den Hof taumeln, lief ihr entgegen und fing sie auf.

In meinen Armen sah sie der Vernichtung des Testaments durch den Dolch zu.

»Es war alles umsonst!«, flüsterte sie. »Das Testament ist zerstört.«

Das war es in der Tat. Auf dem Wagen verbrannte es in einem grünen

Feuer. Und auch den Dolch sah ich nicht mehr. Er musste irgendwo ins Dunkel getaucht sein, aber dorthin, wo er von uns nicht entdeckt werden konnte. Vielleicht hatte Baal ihn dank seiner Magie zurückgeholt, das alles konnte man nicht mit Bestimmtheit sagen.

Eines aber stand fest.

Rasputins Testament, dessen Inhalt vielleicht an den Grundfesten der Welt gerüttelt hätte, gab es nicht mehr. Es war vor unseren Augen verbrannt.

Und das Feuer griff um sich.

Plötzlich stand auch der Wagen in Flammen. Es würde nicht mehr lange dauern, bis die Flammen den Tank erreicht hatten und das Gefährt in die Luft flog.

Das wollte ich keinem von uns zumuten, deshalb zog ich Lady Sarah rasch weg. Wir liefen in das Kloster und hatten kaum die Treppe hinter uns gelassen, als im Hof das Fahrzeug explodierte. Jetzt brannten seine Reste aus.

Wladimir Golenkow und Suko standen bei uns. Der Russe zog ein bedenkliches Gesicht, dann ein überraschtes, denn er hatte auf mein Kreuz geschaut.

»Verdammt, John, sieh mal!«

Ich hielt die Luft an. Rasputins Gesicht war verschwunden. Es glänzte wieder normal. Nur eben mit dieser leeren Stelle am Treffpunkt der beiden Balken.

War der Fall Rasputin damit beendet?

Es sah so aus, aber ich wollte daran nicht so recht glauben, und ich sollte Recht behalten.

ENDE